



Monika

Zeitschrift
für katholische Mütter
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-
vereinigungen Bayerns



Nr. 7/64. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauslieferungsort Augsburg

1. April 1932

Osterglocken klingen wieder.



Osterglocken klingen wieder
Feierlich in allen Landen.
Wachet auf! Erhebt die Herzen,
Denn der Heiland ist erstanden.
Laßt uns Alleluja singen,
Denn uns ward ein neues Leben
Mitten in der Trauerstunde
Durch den Sieger heut gegeben.
Alleluja — Ostermorgen!
Laßt das Klagen nun und Weinen!
Tod und Grab sind überwunden
Und des Kreuzes Angst und Peinen.

E. H.

Osterpredigt

eines schwäbischen franziskaners
aus dem 13. Jahrhundert.

Sage der Tochter Sions: Siehe, dein König kommt heute zu dir." Schon der Prophet Isaias sprach: „Liebe Töchter von Sion, empfanget euren Herrn und König; er kommt euch zum Troste, euer Beschützer und euer Gott.“

An diesen Worten sollt ihr drei Dinge merken. Das erste ist, wer der sei, der kommt. Es ist der liebe Gottessohn vom Himmelreich, der ein König ist über alle Könige. Das andere ist, wie er kommt. Er kommt so sanft und milde und fein wie der Maientau. So lieblich wie der Tau im blühenden Mai über die Bäume und Sträucher fällt, so kommt unser Herr mit seiner Gnade in die Seele und läßt in ihr alle Tugenden erblühen und Frucht bringen. Darum, reine Seele, empfangen würdig und mit echtem Lob den edeln, göttlichen Gnadentau. Schmücke dich mit Tugenden, daß du mit inniger Andacht Gott empfangest, and bemühe dich, in allen Dingen mit seiner Gnade zu wirken.

Zum dritten mußt du dir merken, wie du den himmlischen König an Ostern empfangen sollst, nämlich so, wie er zu Jerusalem empfangen wurde am Palmsonntag. Da wurde ihm dreierlei Ehre geboten: die einen zogen die Kleider aus und warfen sie auf den Weg, daß unser Herr darüberreite; andere nahmen

Blumen und Gras, Laub und Aeste und streuten sie vor ihm aus; und wieder andere sangen ihm ein neues Loblied entgegen.

In gleicher Weise soll jeder Mensch, jede Seele ihren Gott zu Ostern empfangen. Zum ersten sollst du deine alten Kleider ausziehen, das sind deine Sünden und Untugenden und was an bösen Sitten an dir ist. Die sollst du ablegen und dich kleiden mit weißer Seide, das ist rechte Reinheit an Leib und Seele, denn das ist ein Kleid, das Gott sehr liebt. Weiter sollst du dich kleiden mit rotem Samt, das ist göttliche Liebe, ohne die kein Mensch etwas Gutes und Löbliches zu tun vermag, und darum ist dieses Kleid für uns sehr notwendig. Und endlich sollst du einen violetten Schleier tragen, das ist rechte Demut bei allen deinen Werken; denn dies ist eine Tugend, die einst Gott vom Himmelreich auf die Erde herabzog, auf der er ruhen wollte. Darum soll sich die Seele mit Demut kleiden, wenn sie will, daß Gott auf ihr ruhen soll.

Zum anderen Mal sollst du Blumen und Gras und Delbaumzweige vor dem himmlischen König ausbreiten. Die Blumen sind tugendhafte Gedanken und gute Werke, das Gras ist beständige und innige Begierde nach der himmlischen Süßigkeit, die Delbaumzweige sind Milde und Sanftmut, die du deinen Schwestern bezeigen sollst. Wenn sie betrübt sind, sollst du sie mit milden, sanften und süßen Worten liebevoll trösten, und so gibst du unserem Herrn des Delbaums Zweige.

Und zum dritten sollst du den Herrn empfangen mit einem neuen Lob, das ist dein Gebet. Das sollst du fröhlich verrichten alle Tage, daß Gott dadurch gelobt werde. Dies Lob des Herrn soll dir so süß sein, daß es deinem Herzen und deiner Seele eine Freude und eine Wonne ist und es dir zu allen Zeiten neu erscheine.

Auf, selige Seele, lobe deinen liebevollen Schöpfer! Gedanke der mannigfaltigen Gnaden, die er dir gegeben hat und noch geben will und lobe ihn immer mehr. Gott loben und ihm dienen, das ist das herrlichste Leben, das ich weiß! Darum lobe den wonnereichen Gott mit Herz und Mund. Lobe ihn aus aller deiner Kraft! Da du nicht imstande bist, sein Lob nach seiner Würde zu verkünden und nach dem Verlangen deiner Seele, so bitte die brennenden Seraphe, ihn für dich zu loben. Bitte sie und das ganze himmlische Heer mit herzlichem Verlangen, daß sie den allgegenwärtigen Gott, der ihr Herr und König ist, für dich loben, und daß sie ihn für dich bitten, damit du einst zu ihrer Gesellschaft kommst und ihn dann ohne Ende loben kannst!

Einkehr und Aufblick.

Die heilige Lüstbildis.

Chlothilde und Radegunde waren herrliche Erstlingsblüten am Baume des deutschen Christentums gewesen. Bald aber traten starke Hemmnisse für das Wirken der Kirche ein. Die Nachfolger Chlodwigs waren schwache Regenten und hatten viele Familienstreitigkeiten. Dadurch entstand eine große Rechtsunsicherheit. Heidnische Sinnlichkeit und Rachgier lebten im Volke von neuem auf. Erst als die Karolinger zur Herrschaft gelangten, kam Ruhe und Ordnung. Nun konnte die Kirche ihre Grundsätze durchführen. Den Nutzen davon hatten besonders die Frauen, denn die Kirche achtete nicht den Woffenstolz der Männer, sondern die stille Arbeit der Frauen. Durch Frömmigkeit und Nächstenliebe waren die Frauen den Männern im kirchlichen Leben überlegen. Sie gewannen dadurch einen großen Einfluß auf die christliche Gestaltung der Familie und der Gesellschaft.

Als Beispiel für die damalige Lage der Frau diene uns die heilige Lüstbildis, eine Zeitgenossin des großen Kaisers Karl. Sie war geboren in dem uralten Dorfe Berge, nach ihr Lüstelberg genannt, in der Nähe des Städtchens Rheinbach am Nordrande der Eifel. Dort ruhen auch, von der treuen Liebe ihrer Landsleute behütet, ihre Gebeine in einem schlichten Holzschrein, der in das marmorne Hochgrab, das sich mitten in der Pfarrkirche erhebt, eingelassen ist. Die auffallendsten Geschehnisse ihres Lebens und ihrer Verehrung sind auf zwei großen Leinwandtafeln an den Seitenwänden der Kirche im Bilde festgehalten. Das gläubige Volk liebt besonders die in der Kirche aufbewahrte silberne Spindel, mit der Lüstbildis selbst ihr Garn gesponnen hat.

Diese Spindel ist für die Gläubigen das Zeichen der beiden Tugenden, die am hellsten an Lüstbildis erstrahlen, ihres rastlosen, häuslichen Fleißes und ihrer Liebe zu den Mitmenschen. Sie lebte zu jener Zeit, wo alles Wirtschaftsleben im geschlossenen Hofbetrieb sich abspielte. Alle Güter, die von der Familie verbraucht wurden, wurden auch von ihr selbst hergestellt; es gab keine Ladengeschäfte und keine selbständigen Handwerker. Nur fremdländische Waren, wie Gewürze, Seidenstoffe und Schmuckstücke wurden durch hantierende Händler im Tauschverkehr angeboten. Deshalb herrschte auf einem solchen Gutshofe ein vielgestaltiges Leben. Die hörigen Knechte bestellten die Acker und pflügten das Vieh; Radmacher, Schmiede, Schuster und Bäcker hatten ihre Werkstätte; die Mägde aber spannen den Leinen und den Wollfaden, sie woben die Tuche und nähten die Kleider; über die Schar von Mägden herrschte die Hausfrau. Der Schlüsselbund an ihrer Seite war das Zeichen der Macht, aber auch ihrer Sorgen. Hausfrau und Hausochter mußten selbst tüchtig Hand anlegen und alle Arbeiten verstehen.

Lüstbildis war die Tochter eines freien Bauern. Auf seinem Gutshofe in der Nähe der Kirche wuchs sie unter der liebevollen Sorgfalt ihrer Mutter auf. Durch ihren klugen Sinn und ihre Frömmigkeit hatte sie schon früh einen großen Einfluß auf ihren Vater. Als dieser mit einem Nachbarn einen Grenzstreit hatte und kein Ausweg zu finden war, bot die junge Lüstbildis sich selbst als Schiedsrichterin an, und die rechts-erfahrenen Männer beugten sich der Entscheidung des erleuchteten Mädchens. Der Lüstbildisgraben, der heute noch die staatlichen Wälder des Kottenforstes von den Gemeindewaldungen trennt, erinnert an die einflußreiche Friedensstifterin.

Lüstbildis war noch jung, als ihre Mutter starb. Da heiratete der Vater zum zweiten Male. Aber die Stiefmutter war hart-herzig und geizig. Mit neidischen Blicken sah sie den großen Einfluß, den ihre Stieftochter auf ihren Mann und das ganze Dorf hatte. Auch war es ihr nicht recht, daß Lüstbildis oft in die Kirche ging und betete. Sie forderte von ihr Dienste einer Magd. Im Spätherbst, wenn eben die Saat aus der Erde keimte, sollte sie die Wildgänse von den Feldern vertreiben. Lüstbildis gehorchte; sie konnte ja auch draußen im kalten Novembernebel Gott finden und beten. Als die Stiefmutter nun fand, daß die Wildgänse wieder die junge Saat ausgepickt hatten, schlug sie ihre Stieftochter in ihrem Zorne mit einer Ginsterrute und verklagte sie beim Vater wegen Trägheit. Auch wegen allzu großer Freigebigkeit. Lüstbildis liebte es nämlich, den armen

Leibeigenen, die auf ihres Vaters Gutshof Dienste leisten mußten, Brot zu spenden. Als der Vater sie eines Tages auf dem Wege zu einer Hütte traf, wollte er wissen, was sie in ihrer Schürze trug. Sie öffnete die Schürze und zeigte dem erstaunten Vater wertlose Holzkohle. Dieses wunderbare Ereignis verbitterte ihre Stiefmutter noch mehr. Als Lüstbildis eines Tages um Brot für ihre Armen bat, befahl die herzlose Stiefmutter dem Bäckerknecht, ihr glühende Kohle in die offen gehaltene Schürze zu schütten. Nur durch ein Wunder blieb die Heilige vor Unglück bewahrt. In früheren Jahrzehnten pflegte man in Lüstelberg zur Erinnerung an die große Wohlthäterin der Armen in einem großen Opferstock Kornspenden zu sammeln. Das aus diesen Gaben gebackene Brot wurde an ihrem Festtage an die Notleidenden verteilt.

Lüstbildis blieb zeitlebens Jungfrau. In Arbeit, tätiger Nächstenliebe und Gebet ging ihr einsames Leben dahin. Im Turm der Pfarrkirche ist noch die eigenartige Kapelle zu sehen, die mit ihrem elterlichen Hause durch eine hölzerne Brücke verbunden war. In dieser hat sie viele Stunden des Tages gebetet. Sie starb im Alter von etwa 60 Jahren, an einem 23. Januar. Das Todesjahr ist unbekannt.

Die Dankbarkeit und das Vertrauen ihrer Dorfgenossen steigerten sich nach ihrem Tode zu offener Verehrung. Auf ihre Fürbitte erlangten viele blinde, taube und lahme Menschen ihre Gesundheit wieder. Manches Wunder, das man sich aus ihren Lebzeiten und nach ihrem Tode erzählt, mag von der Legende erdacht sein. Jedenfalls ist die Zahl der echten Gebets-erhörungen und Wunder sehr groß, denn sonst wäre bei den vielen Zeitstürmen, die über das Rheinland hinweggebraust sind, eine so lebendige und warme Verehrung durch 11 Jahrhunderte nicht denkbar. Manche rheinische Heiligen sind, obichon sie in der Kirche offizielle Verehrung genießen, im Volksandenken nicht lebendig geblieben. Lüstbildis ist für den Westen des Rheinlandes in kleinem Maße das gewesen, was die heilige Elisabeth für ganz Deutschland war, eine bewundernswerte Verkörperung der christlichen Nächstenliebe.

Im Juni 1923 war ich selber Zeuge der treuherzigen Liebe des Volkes zur heiligen Lüstbildis. Man feierte das Andenken an die festliche Erhebung der Gebeine, die 300 Jahre vorher der Erzbischof von Köln, Ferdinand von Bayern, persönlich vorgenommen hatte. Trotz der Not, die Besatzung und Inflation verbreitet hatten, leuchteten alle Augen vor Freude. Dieses Fest hat der Verehrung neuen Antrieb gegeben. Dazu wirken neuerdings zwei auffallende Heilungen mit, die im Jahre 1920 und 1931 bei hartnäckigen Gehörleiden durch Berührung mit der Silberspindel eintraten. So schrieb mir der Herr Ortspfarrer unter Nennung der Namen der Geheilten.

Die katholische Kirche, die die Spindel der heiligen Lüstbildis als wertvolle Reliquie bewahrt, hat es verstanden, die Frauenarbeit zu adeln und damit den Frauen ihre eigentümliche Einflußsphäre in der Familie zu schaffen. B. Erasmi, Kaplan.

Jonathan und sein Esel.

Eine Legende.

Sonnenschein lag auf Flur und Au; die Weinberge dufteten, und die Bienen summten und brummten in der warmen Frühlingsluft; Blumen leuchteten an Weg und Rain; die mächtigen Palmbäume hatten ihre prächtigen Blütenkronen aufgesteckt. Das Leben war aus dem Winter Schlaf erwacht, und Freude durchzitterte die ganze Natur.

Auch auf dem schmalen Gesicht des kleinen Jonathan spiegelte sich ihr Leuchten wider. Zwar konnten seine Augen die herrlichen Wunder der erwachenden Erde nicht sehen, denn er war blind. Doch in seine feine Seele hatte sich ein Sonnenstrahl der Freude eingeschlichen, eine stille, süße Hoffnung, von welcher der kleine Mund nicht reden durfte. Und sein Herz war doch so voller Erwartung, daß es fast zerpringen wollte. Und so jauchzte er plötzlich hell auf und trieb den Esel, auf dem er ritt, zu größerer Eile an.

Whte die Mutter, die neben ihm her schritt, ihres Kindes Gedanken? Traurig schüttelte sie den Kopf — es durfte ja doch nicht sein. Wie sollte sie ihrem Mann entgegentreten, wenn sie es wagte, die Hilfe des großen Propheten anzuflehen, der heute an ihrem Weinberg vorbei nach Jerusalem zog? Hatte er ihr doch strenge verboten, den Knaben in seine Nähe zu bringen. Selbst damals,

als alle Frauen mit ihren Kindern zu dem großen Manne eilten, durfte sie ihren Sohn nicht zu ihm bringen. Und ihr Mutterherz hoffte doch so innig, daß auch ihrem guten Kind die Gnade der Genehung zuteil würde, die so vielen Sündern geschenkt worden war.

David, Jonathans Vater, war Diener des Hohenpriesters Raiphas, und die Furcht vor dem Zorn seines Herrn war stärker in ihm als die Liebe zu seinem Kind. Auch war er ganz verstrickt in die Geistesverirrung des Hohen Rates und haßte den neuen Propheten, wie sein Herr es tat, obwohl er nicht wußte, warum. Er hatte für jede Wundertat, die man ihm berichtete, ein Hohnlachen als Antwort. „Wenn mein Esel einmal seinen Glauben an ihn bekennt, dann will ich es auch tun“, war seine Losung. Nur weil er schon in Jerusalem mit den Vorbereitungen zum großen Passahfeste beschäftigt war, konnte sein Weib es heute wagen, dem gütigen Zufall die Hand zu reichen, indem sie zur Arbeit in den Weinberg ging, der an der Straße von Bethanien nach Jerusalem lag.

Bald war das Ziel erreicht. Sie spannte den Esel ab von dem kleinen Wagen, der das Handwerkszeug und das Essen für Knechte und Mägde enthielt, und band ihn samt seinem Füllen, das lustig neben dem Wagen hergesprungen war, an einen Feigenbaum am Wegrande an. Und Jonathan lag im grünen Gras, lauschte auf der Berche Lied und träumte dem Glück entgegen. Dem großen, heiligen Glück, das er so sicher von dem großen Propheten erwartete, von dem ihm seine Spielgenossen heimlich so viel Schönes zu erzählen wußten . . .

Da geschah es, daß zwei Männer des Weges kamen und baten, ihnen den Esel für ein paar Stündlein zu leihen. Erstaunt horchte der Kleine auf: „Der Herr bedarf seiner“, hatten sie gesagt. Der Herr? Das konnte ja nur der eine große Mann in Israel sein, auf welchen er harnte mit all der innigen Sehnsucht seiner kleinen Seele! Der große Prophet, der wollte seinen Esel? Seinen guten, treuen Kameraden, in dessen dicke Mähne er schon so oft seine bitteren Tränen geweint hatte, wenn wieder ein starres Nein des Vaters alle Hoffnung vernichtete! O wie gerne stellte er ihn dem Herrn zur Verfügung! Und er band ihn freudig los und bat ganz schüchtern: „Laßt auch mich mitgehen zu eurem Herrn!“ Und sie wehrten es ihm nicht. —

Ein Stückchen Himmel fiel auf die Erde nieder, mitten in das Herz eines kleinen Knaben hinein. Ein wunderschöner Traum schien es ihm zu sein . . . Mitten in eine tausendköpfige Volksmenge führte er seinen Esel, hin zu dem Herrn. Seine segnende Hand lag einen Augenblick auf dem Haupt des Knaben, und der sank auf die Knie nieder und küßte ihm die Füße. — Das Volk jauchzte und jubelte! Einige Männer breiteten Decken über seinen Esel aus und setzten den Herrn wahrhaftig darauf. Und da erfaßte er selbst jubelnd die Zügel und führte ihn in selbigem Stolz den Weg nach Jerusalem hin. Kein König war größer als Jonathan heute! Beim Weinberg am Wegrande, da stand die Mutter, und er nickte ihr zu und lachte. Seine Brüder und Freunde sprangen dem Zug voraus, rissen Blumen ab auf den Wiesen und Äste von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Immer größer wurde ihre Schar. Er hörte sie seinen Namen rufen, aber nein — er wollte nicht mispringen. Er durfte den Herrn führen auf seinem Esel. Begriffen die alle das denn nicht, wieviel seliger er war, so nahe bei ihm, so recht in seinem Dienst! . . .

Jerusalem, die stolze Burg des Herrn, erhob sich vor ihren Augen, und immer lauter jubelte die Menge des Volkes. Immer heller sangen die Kinderstimmen ihr „Hosianna dem Sohne Davids!“ in den Frühlingstag hinein. Und sie zogen ein durch das alte Stadttor, hinauf zu dem Berg des Herrn. Da war es wahrhaftig der kleine Jonathan, der das Loblied anstimmte: „Hoch tut euch auf, ihr ewigen Tore, daß einziehe der König der Herrlichkeit!“ Das wogte und brauste zum Himmel empor, und kein noch so giftiger Pharisäerhaß konnte heute die Glut eindämmen, die mit elementarer Gewalt zum Himmel aufloderte. —

Auch die schönste Stunde geht vorbei. Lange noch kniete Jonathan neben seinem Esel vor dem Tor des Tempels, als der Herr längst in dessen weiten Hallen verschwunden war. Er hatte vor lauter Glück die Erde vergessen — bis ein paar Knechte des Hohenpriesters ihn hart anfahren und ihm mit Schlägen drohten, wenn er sich nicht davonmache.

Die Sonne ging schon zur Neige, als er den Weg nach Hause zurückging. Wohl schmerzten ihn die Füße von der ungewohnten weiten Wanderung; aber er führte seinen lieben Esel treulich am Halfter und wagte es nicht mehr, auf ihm zu reiten. Immer noch begriff Jonathan nicht, was eigentlich mit ihm geschehen war; ein so großes Erstaunen erfüllte ihn neben aller Seligkeit, und er wußte nicht, weshalb heute alles so ganz anders war als sonst. Bis seine Mutter, die ihm entgegengeeilt kam, ihn in die Arme schloß mit dem Jubelruf: „Mein Sohn siehst! Er ist geheilt!“ Da erst verstand er ganz, was der Tag ihm gegeben, daß sein Träumen wirkliches Erleben war, und Mutter und Sohn lobten gemeinsam den großen Gott.

Ein paar glückliche Tage folgten. Dann standen Mutter und Sohn verwundert am späten Donnerstagabend im Stall. Der Esel trauerte. Er hielt den Kopf tief gesenkt, wollte weder fressen noch trinken. Da wurde auch Jonathan traurig und still. Umsonst versuchte er, seinen Freund Esel umzustimmen; selbst den besten Leckerbissen verschmähte das Tier. Und als sich am Freitag um die dritte Stunde ein furchtbares Gewitter über Jerusalem entlud und finstere Nacht die Erde bedeckte, da kniete der Esel im Stalle nieder und legte den Kopf auf die harte Erde. —

So fand ihn Jonathans Vater, der unerwartet am Freitagabend nach Hause kam; bleich, finster, verstört. Er sah seinem Knaben in die Augen — und sprach kein Wort. Totenstille lag ringsum: es wehte ein Hauch aus einer anderen Welt, aus der Welt des Todes, von Jerusalem herüber. Und so schlich auch der Samstag vorbei, langsam und träge, endlos lange.

Am Sonntagmorgen aber weckte ein freudiges Wiehern Jonathan aus dem Schläfe auf. Wie er zum Stalle eilte, stand sein Esel hinter der Türe und scharrte ungeduldig mit den Hufen, als wolle er bitten, ihm aufzumachen. Da faßte Jonathans Vater, der seinem Sohn gefolgt war, den Esel am Zügel und öffnete das Tor. Und siehe, das treue Tier nahm den Weg nach Jerusalem hin so schnell, daß Vater und Sohn ihm kaum zu folgen vermochten. Zum Delberg führte er sie hinan, zum Grabe des Herrn — und das Grab war leer. Vor dem Eingang desselben aber neigte der Esel sich grüßend zur Erde . . .

Da sprach Jonathans Vater: „Wahrlich, der große Prophet war Gottes Sohn, war der Messias!“ Und er schloß sich zu derselben Stunde den Jüngern des Herrn an samt seinem Sohne und seinem Weib. Den Esel aber stellte er der jungen Christengemeinde zur Verfügung, und er durfte den heiligen Petrus noch auf mancher Missionsreise begleiten. S—s.

Kommt dein Kind Ostern zur Schule?

Ach, ich weine mir die Augen rot, wenn ich daran denke, daß ich die Kleine zum Schulbesuch anmelden muß.“ — „Aber warum denn nur? Wir sind doch alle unsere Zeit durch die Schule gegangen, und geschadet hat es uns nichts.“ — „Das ist wohl richtig, aber daß nun die Lehrerin einen Teil der Liebe meines Kindes für sich in Anspruch nimmt, schmerzt mich so sehr. Man hat doch immer gemeint, das Herz eines Kindes gehöre nur den Eltern, vorwiegend der Mutter.“

Zwei Frauen unterhielten sich in solcher Weise auf der Straße. Ich ging hinter ihnen und verstand jedes Wort. Als Schulmann mußte ich über die „große Sorge“ der Mutter lächeln, deren Kind nun verurteilt ist, Ostern in die große Schule aufgenommen zu werden. Lobenswert ist es allerdings, daß die Frau den Grund für ihre Trauer nicht in der Schule, der Lehrerschaft, dem Zwang, mit anderen Kindern des Volks gemeinsam in der Klasse sitzen zu müssen oder ähnlichen Umständen sucht, wie man solche schon einmal hören kann. Doch auch der angeführte Grund ist durchaus nicht stichhaltig. Mutterliebe mag immer ein wenig eigensüchtig sein; das ist zu verzeihen. Das ängstliche Mißtrauen, als leide die Kindesliebe, wenn der jugendliche Mensch sich auch an andere Personen, besonders seinen Lehrer anschließt, geht entschieden zu weit. Ich möchte nach aller Erfahrung in langen Dienstjahren an der Schule fast der Meinung sein, dieses gewalttame Festhalten der Kinder räche sich sehr oft an der Mutter, beziehungsweise den Eltern selbst. Ein Kind hat viel Liebebedürfnis, will aber auch seine Liebe gern allen Menschen, selbst den Tieren, Blumen und Spielsachen zeigen dürfen. Wer dieses natürliche Streben als Mutter hindert, erzieht sich fast mit Notwendigkeit ein „Mutterjöhnchen“ oder „Muttertöchterchen“ im übelsten Sinne, mit denen kein Außenstehender fertig werden kann, schließlich die eigenen Eltern nicht mehr. Zudem soll doch das Kind nicht immer Kind bleiben, sondern mit der Zeit ein warmerherziges Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden. Dazu gehört aber in den meisten Fällen oder immer die Fähigkeit, anderen Menschen mit Liebe zu begegnen. Und erst die Furcht, ein Kind könne sein Herz zwischen Mutter und Lehrerin oder Lehrer teilen, ist durchaus abwegig. Hat ein Kind denn nicht alle Ursache, denjenigen mit Liebe zu begegnen, die ihm an erster Stelle neben den Eltern Führer ins Leben sind? Jede Erziehungs- und Unterrichtstätigkeit in der Schule gründet sich auf gegenseitiges Vertrauen zwischen dem Lehrenden und dem Schüler. Wie aber soll das Vertrauen erblühen, wenn nicht Liebe seine Wurzel ist? Also, liebe Mütter, schickt euch drein, daß euer Kind auch andere Menschen lieben lernt; es ist dies nicht nur gut für das Kind selbst, sondern auch für euch und alle Leute, die mit dem Kinde umgehen müssen!

Ohne Zweifel beginnt für den Schulneuling, mag er nun ein Junge oder Mädchen sein, ein ernster Lebensabschnitt. Das Wort „ernst“ darf man aber nun nicht im Sinne von trübselig auffassen.

Wenn ich als Leiter einer großen Schule gelegentlich zu den Kolleginnen und Kollegen in die Klasse komme, welche die untersten Jahrgänge unterrichten, dann geht mir jedesmal das Herz auf bei dem Anblick der hellen Gesichter. Wie die Kleinen lachen und sich freuen können, wie sie bei jedem Wort des Lobes dankbar ausblicken, das ist wirklich schön. Wenn ich meine Meinung einmal ganz ohne Rückhalt äußern darf, so bin ich der Ueberzeugung, daß viele Kinder in der Schule so freundlich froh, fleißig und artig sind, weil sie Liebe spüren, die ihnen zu Hause oftmals vorenthalten oder nicht in der rechten Weise gezeigt wird.

Aber der Stock, dies grauenvolle Marterinstrument, regiert doch immer noch in der Schule. Das ist ein Irrtum, liebe Mütter. Ich will damit nicht sagen, der Stock sei ganz aus der Schule verbannt, doch gebraucht wird er vom vernünftigen Erzieher nur im Notfalle. Es mag hie und da üble Ausnahmen im Lehrerstande geben, die begründete Klagen heraufbeschwören. Nach diesen Ausnahmen den ganzen Stand beurteilen zu wollen, wäre ungerecht. In der Schule sind wir gezwungen, mit Kindern aller Schichten umzugehen. Daß nicht alle diese Kinder wohlgezogen sind von Haus aus und auch einmal mit derben Mitteln zum Gehorsam gebracht werden müssen, sollte auch dem Laien einleuchten. Vergleichen wir ja nicht die Strafen der Schule mit denen des Elternhauses; letzteres wird dabei in vielen Fällen sehr schlecht abschneiden.

Uebrigens liegt es ganz bei den Eltern, ihr liebes Kind vor körperlicher Strafe in der Schule zu schützen. Ich möchte das indirekt geradezu als eine große Aufgabe bezeichnen. Wird ein Kind zu Hause angehalten, in der Schule stets brav und fleißig zu sein, mit seinen Altersgenossen liebevoll umzugehen, dann wird nicht leicht ein Grund zur Strafe gegeben sein. Häusliche Erziehung und Schulerziehung müssen Hand in Hand gehen, wenn das Ergebnis gut sein soll. Deshalb darf ich ernstlich warnen, in Gegenwart des Kindes abfällig über seinen Lehrer zu urteilen oder gar in Schmähworten der Erregung über vermeintliches Unrecht Luft zu schaffen. Eine Aus-

sprache unter vier Augen mit dem Lehrer wird die Angelegenheit leicht klären und dessen Autorität schonen, die er für seine Arbeit so dringend nötig hat.

Dein Kind kommt aber jetzt mit sogenannten „Gassenjungen“, die auch Mädchen sein können, zusammen! Furchtbar! Ich gebe zu, die Schulneulinge können da der Mutter einmal ein recht derbes Schimpfwort mit stolzer Befriedigung über ihre neueste Errungenschaft nach Hause bringen, vielleicht auch einmal ein unverstandenes unanständiges Wort. Ich bin so abgebrüht, daß ich diese schauerliche Tatsache nicht einmal tragisch nehme. Sollte nicht eine aufklärende und mahnende Bemerkung der Mutter ausreichend sein, dem kleinen Gernaroß das häßliche Wort abzugewöhnen? Mir will es wichtiger erscheinen, daß ein wohlbehütetes Bürgerkind vom Gassenjungen, der längst nicht immer ein übler Bösewicht ist, viel lernen kann. Wo es bei Arbeit und Spiel auf schnelles Erfassen, rasche Entschlußkraft, Mut und Ausdauer, Energie und Fähigkeit ankommt, da sind die unter allen Fährnissen der Straße aufgewachsenen Kinder vielfach unbewußt Führer und Lehrer ihrer zaghafteren Schulkameraden. Wer diese Seite des Zusammenlebens unserer Kinder in der Schule ernstlich überlegt, wird nicht leicht dazu kommen, seinem Kinde immer wieder zu sagen: „Bleib von dem Gassenkind fern!“ Diese Mahnung ist nur in einem Falle berechtigt und dann meist in den oberen Jahrgängen, wenn nämlich ein Knabe oder Mädchen nachweislich froh oder sittenlos ist, was allerdings auch vorkommen kann. Dabei brauchen das nicht gerade die Gassenkinder zu sein; im Gegenteil findet man sittlich fränkende Kinder vielfach unter denen, die in früher Kindheit viel einsam gewesen sind und abgeschlossen erzogen wurden.

Vor einem „Zuwiel des Guten“ möchte ich die Mütter noch warnen. Ihre mütterliche Eitelkeit geht oft in den Wochen und Monaten vor dem Schuleintritt dazu über, dem Kinde allerlei Künste im Schreiben und Rechnen beizubringen. Zunächst ist dabei naturgemäß von einer methodischen Unterweisung keine Rede, sondern das Kind ahmt nur nach, was ihm vorgemacht wird. An zweiter Stelle sind diese schönen Kenntnisse geradezu ein Hindernis für den normalen Fortschritt des Kindes. Weil dieses schon etwas kann, will es nach alter Erfahrung im Anfangsunterricht auch die Künste zeigen. Damit ist es auf längere Zeit vom Unterricht stark abgelenkt und kommt nicht zu einer doch notwendigen Mitarbeit voller Interesse. Zudem widersprechen in der Schrift auch die angelernten Zeichen den gegenwärtig üblichen Formen, so daß der Lehrer keine redliche Mühe hat, Geist und Hand des Kindes umzustellen. Soll das Kind schon etwas mitbringen zur Schule, dann mag es ein Liedchen, ein kurzes Gedichtchen, ein schönes, inhaltsreiches Gebet sein. An diese Dinge kann der Erstlingsunterricht mit Vorteil anknüpfen, was dann dem Abschicken große Freude macht und ihn zu fesseln vermag.

Nun schickt euer Kind mit großem Vertrauen zur Schule, selbstverständlich zur christlich-konfessionellen Schule. Helft ihm, wenn Hilfe wirklich notwendig ist; laßt es seinen Weg durch schwierige Aufgaben — und alles im ersten Schuljahre ist schwieriger, als große Leute ahnen — selbst suchen und finden, wenn die geistigen Kräfte dafür ausreichen. Der erste Trennungsschmerz wird bald überwunden sein und das Kind manche frohe Stunde in der Schule finden. Sollte einmal ein Tränchen fließen, so ist das nicht weltbewegend, obwohl Kindertränen nicht verlacht werden sollten. Sind Knabe oder Mädchen dereinst aus der vielgefürchteten Schule entlassen, dann geht es ihnen, wie es uns Großen fast ausnahmslos ergangen ist: sie reden gern und oft von der schönen Schulzeit.

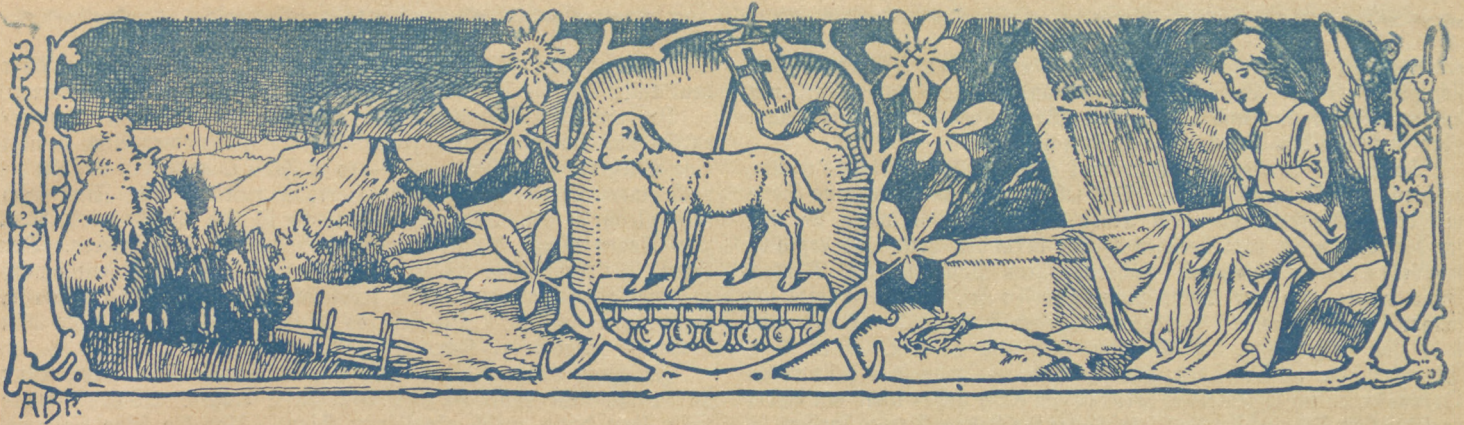
Amicus.

Vom ersten Frühstück und vom Kartoffelschälen.

In einer Lebensgeschichte des heiligen Franz Xaverius fiel mir eine merkwürdige Briefstelle auf. Der große Glaubensverbreiter erbat sich einst von seinem Ordensoberen mehrere Brüder als Helfer für sein Missionsgebiet. Er drückte dabei den Wunsch aus, man möge in der Heimat die Helfer nach zwei wichtigen Gesichtspunkten



Ostern. Von A. Brunner.



auswählen. Einmal sollten diese das Bedürfnis haben, morgens zum ersten Frühstück in normaler Weise zu essen; zweitens möge man beobachten, welche von den Brüdern beim Kartoffelschälen Eifer und Interesse bekundeten. Die tüchtigen Eifer und die fleißigen Kartoffelschäler könne er brauchen.

Die Leserin wird gewiß lächeln über das merkwürdige Ansinnen des Heiligen und vielleicht denken, bei den Missionshelfern sei doch erste Bedingung Frömmigkeit und sittenreiner Lebenswandel. Ganz bestimmt wollte der Heilige nur fromme Brüder um sich haben, aber er durfte sowohl Frömmigkeit als auch sittliche Lebensführung als selbstverständliche Bedingungen voraussetzen. Darüber hinaus ging es ihm darum, möglichst gesunde Kräfte in sein schwieriges Missionsgebiet zu ziehen und solche, die alle notwendigen niedrigen Dienste mit der nötigen Aufmerksamkeit verrichteten.

Was aber hat das erste Frühstück mit der Gesundheit des Menschen zu tun? Wer zum ersten Frühstück mit Ruhe ist und sich nicht nur mit einem Happen begnügt, ist für die Arbeiten am Vormittag körperlich gerüstet. Die volle Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses sichert bei dem gesunden Menschen die Kraft, auch Arbeiten mit größerer Aufwendung an Zeit und Energie gut zu vollenden. Der gesättigte — nicht etwa überfüllte — Mensch bewahrt zudem bei aller Anstrengung die nötige Ruhe und Zielsicherheit, ist ausdauernd und erliegt nicht vorzeitig der Ermüdung. Das sind Tatsachen, die in der Gegenwart viel zu wenig beachtet werden. In tausend Familien rennen vorwiegend die berufstätigen Söhne und Töchter am Morgen aus dem Hause, ohne einen Schluck warmes Getränk, einen Bissen Brot zu sich genommen zu haben. Grund dieser hastigen Ueberbürdung ist meist das zu späte Aufstehen, wiederum bedingt durch langes Ausbleiben am Abend. Es vergehen nicht viele Wochen, dann behaupten solche Menschen, sie vermöchten am Morgen nichts zu essen, es bekomme ihnen nicht gut. Sie haben recht; denn die Magennerven und überhaupt das ganze Nervensystem streifen, weil man ihnen keine Ruhe zu normaler Tätigkeit gelassen hat. Die notwendige Folge ist eine Ueberreizung der Nerven bei der Berufsarbeit, ein frühzeitiges Müdwerden, Unlust und Unfähigkeit zu beachtlichen Leistungen. Oft kommt es vor, daß solche Menschen auch während eines langen Vormittags, der ja in den meisten Betrieben und Büros bis 1 Uhr dauert, nicht die wenigen Minuten erübrigen können, um nun wenigstens um 10 Uhr ein Butterbrot zu essen. Sie kommen dann total abgepannt zum Mittagessen, bringen eine denkbar üble Laune mit und rennen nach kleinen Streitigkeiten mit den Angehörigen wieder zum Geschäft.

Ich weiß bestimmt, jetzt lächeln unsere Leserinnen nicht mehr. Im Gegenteil werden viele seufzend sagen: „Genau so geht es bei uns alle Tage!“ Hausfrauen sollten mit Klugheit dahin streben, daß die Familie bei dem ersten Frühstück in Ruhe versammelt ist und mit Behagen ist und trinkt. Um das zu erreichen, Sorge man zunächst dafür, daß alle Angehörigen früh genug aus den Betten kommen. Ist das der Fall, dann sehen sie sich schon gern zum Essen. Und ist jemand durch schlechte Gewöhnung dahin gebracht worden, daß er keine Nahrung aufnehmen will, so rede man ihm zu, wenigstens einen Versuch zu machen. Schon bald wird sich die Aufnahmefähigkeit wieder steigern, was, wie oben dargelegt wurde, die Leistungsfähigkeit im Beruf hebt. Besonders noch schulpflichtigen Kindern gegenüber sollten die Eltern mit allem Nachdruck darauf dringen, daß morgens vor der Schule ordnungsgemäß gegessen wird. Den Lehrerinnen und Lehrern an Volksschulen und höheren Lehranstalten kommt immer wieder die Klage besorgter Mütter: „Mein Junge, mein Mädchel ist nicht dazu zu bringen, morgens etwas zu essen.“ Die Mütter stellen sich mit solchen Worten ein Armutszeugnis aus. Wenn einem Kinde mit Energie gesagt wird, es müsse wenigstens eine Kleinigkeit zu sich nehmen, dann geschieht das doch, oder die mütterliche Autorität hat schon zu sehr gelitten. Ich hatte einen kleinen Burschen in der Klasse, dessen Mutter immer wieder in der großen Pause erschien, um den armen Kerl mit Kaffee oder Milch zu füttern, weil er doch morgens nichts essen könne. Schließlich gab

ich dem Schüler einen Zettel mit, auf welchem die Mutter mir acht Tage lang becheinigte, daß er etwas getrunken und gegessen habe. Er wußte, daß mit einem Schwindel mein Vertrauen verlorengegangen wäre und quälte sich deshalb anfänglich nur einige Bissen zwischen die Zähne. Später berichtete die Mutter lachend, der Junge esse nun fast zuviel. Man konnte aber auch den Erfolg sehen. Aus einem übernervösen Kinde war in kurzer Zeit ein robuster, dabei sehr arbeitswilliger Junge geworden. Mein Rezept klingt einigermaßen nach dem berühmten Doktor Eisenbart, aber es ist wirklich probat.

Ob auch die Sache mit dem Kartoffelschälen für das praktische Familienleben Bedeutung hat? Der heilige Franz hätte ebensogut von irgendeiner anderen, anscheinend weniger wichtigen Arbeit sprechen können, um seinen tiefen Gedanken auszudrücken. Als guter Menschenkenner hat er wohl gewußt, wie verschieden sich die Leute zu ihrer Arbeit einstellen. Einer ist leichtfertig, oberflächlich bei allem, was er tut. Höchstens eine Beschäftigung, die bei ihrem Mißlingen einen fühlbaren Verlust vermuten läßt, wird mit einiger Sorgfalt ausgeführt. Kleinere, unbedeutende Verrichtungen fallen ganz aus dem Rahmen der gründlichen Ueberlegung. Man führt zwar die notwendigen Geschäfte durch, es ist aber keine Aufmerksamkeit, keine Freude dabei. Kleinere Verluste werden nicht geachtet. Der Endeserfolg zeigt sehr häufig die Wahrheit des Sprichworts: „Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen.“ Andere Leute widmen sich jeglicher, auch der unbedeutenden Arbeit mit Lust und Liebe. Da ist beispielsweise eine Hausfrau, die tatsächlich beim Kartoffelschälen keine Zeit findet, nach rechts und links zu schauen oder zu plaudern. Sie legt Wert darauf, nicht unnötig viel fortzuschneiden. Die Schalen werden sorgfältig aufgehoben, ist es nicht für eigenes Vieh, dann doch etwa für die Kuh der Milchfrau. Diese Frau, man kann darauf schwören, hält ihren Haushalt in peinlichster Ordnung. Nichts verkommt; vielleicht sieht es sogar aus, als ob die Frau ein klein wenig geizig sei. Dabei ist aber hundert gegen eins zu wetten, daß sie eine offene Hand für die Not des Mitmenschen hat und auch ohne Bedenken ein Almosen geben kann, weil im Haushalte durch Ordnung, Reinlichkeit und bewußte Ausnutzung aller Möglichkeiten gespart wird. Es ist also gar kein übler Gedanke, von der Art, wie jemand Kartoffeln schält, auf seine Gewissenhaftigkeit bei aller Arbeit zu schließen. Einmal habe ich in einer kleinen Kalendergeschichte gelesen, daß eine Mutter ihrem Sohne, der auf Freierrufen ging, den guten Rat gab, bei dem Mädchen seiner Wahl zu beobachten, ob es sein Nähkörbchen in Ordnung halte. Diese Mutter lehrte also ihren Sohn, auf die Treue im Kleinen zu achten, die immer ein Beweis für die Zuverlässigkeit eines Menschen ist.

Den Müttern könnte man sagen: „Lehrt eure Töchter, bezüglich ihrer speziellen Arbeiten auch die Söhne, in rechter Weise Kartoffeln zu schälen oder Ordnung im Nähkorb zu halten.“ Das klingt fast humoristisch, ist aber eine todernste Sache. Junge Leute beiderlei Geschlechts sollen doch im Berufsleben tüchtig sein, damit sie sich einerseits in ihren Stellungen halten, andererseits aber auch das Vertrauen ihrer Brotgeber erwerben und zum Aufstieg in gehobene Posten fortschreiten. Tüchtigkeit prägt sich jedoch häufig nicht so sehr in geistigen Großtaten aus, sondern in der Art, wie auch anscheinend nebenfachliche Verrichtungen geleistet werden. Die Grundlage zur Gewissenhaftigkeit im Kleinen kann nur innerhalb der Familie gelegt werden. Wie sollen aber Kinder und Jugendliche zum Verständnis für diese Gewissenhaftigkeit geführt werden, wenn sie im Hause dauernd Schlamperei und Unordnung sehen, wenn sie täglich beobachten müssen, daß die eigenen Eltern vielleicht sehr sorglos sind bezüglich ihrer kleinen Geschäfte! Wie sind in deinem Hause Keller und Speicher aufgeräumt; wo und wie wird die Seife aufbewahrt; was geschieht mit dem Abfall aus der Küche; wo liegen zerrissene Strümpfe, und zu welchen Zeiten werden sie gestopft; wie lange bleibt trockene Bügelwäsche unbeachtet liegen; wie pflegt man die Feuerung zu behandeln, um nicht unnötig Kohlen zu verbrauchen? Jede Leserin kann die Fragenreihe fortsetzen und wird vielleicht

einen Punkt finden, der, so unscheinbar er ist, der besseren Berücksichtigung bedarf. Liebe Hausfrauen und Mütter, wir leisten mit solcher Ueberlegung und Kleinarbeit Wertvolles für die Erziehung, aber auch für das Glück der gesamten Familie.

Da ich die vorliegende Blanderei eben zu Ende bringen wollte, erschien eine Ordensschwester. Sie sah ganz zufällig die erste Seite mit der Ueberschrift auf dem Tische liegen. Gleich wußte sie, daß ich den Ausspruch vom heiligen Franz behandelt hatte und erzählte, wie eben dieser Ausspruch während ihres Postulates im Mutterhause Gegenstand der Besprechung gewesen sei. Sie erinnerte sich seither bei all ihren oft so kleintlichen Verrichtungen der Worte und habe sich angewöhnt, im Kleinsten sorgfältig zu sein. Man sieht, Menschen, die an Selbstsucht gewöhnt sind, wie man dies bei unseren Ordensleuten im allgemeinen voraussetzen darf, gehen nicht mit einem verächtlichen Lächeln über die Kleinigkeiten des Lebens hinweg, sondern legen ihnen großen Wert bei. Wo dies auch in den Familien geschieht, werden letzten Endes Zufriedenheit und Glück heimlich sein. Soller.

Die letzte Freude.

Aus dem Leben.

Jeden Abend, wenn es dämmt, das Licht am Tische entzündet wird und die Vorhänge zugezogen werden, kommt für Frau Oberhuber die schönste Stunde des Tages. Dann horcht sie gespannt, ob sie nicht zwei Kinderfüßlein hört, die hurtig die Stiegen heraufhüpfen. Sie lassen nie lang auf sich warten. Mit fröhlichem Lachen kommt der kleine Hans vom ersten Stock jeden Abend seiner alten Freundin entgegengesprungen. „Grüß Gott, liebe Frau Oberhuber. Bitte, bitte, Geschichtlein erzählen...“

Es kann nicht schnell genug angehen. „Warte, warte, nicht gar so ungeduldig, du kleiner Springinsfeld“, sagt dann die alte Frau, und ein Leuchten verklärt ihre eingefallenen Züge. „Seh dich erst schön ruhig auf einen Sessel. So.“ Dann nimmt sie wieder ihren Strickstrumpf zur Hand und fängt an zu erzählen. Wie sie erzählen kann, die Frau Oberhuber! Alte Geschichten und neue Geschichten, vom Jesulein und seinen Heiligen, von tapferen Gottesstreitern und frommen Frauen, die ihr ganzes Leben Gott geweiht. Der kleine Hans liebt diese Geschichten über alles. Sie und da will Frau Oberhuber ihm auch ein lustiges Märlein erzählen, aber die gefallen ihm nicht so gut. Er kehrt immer zu seinen Heiligen zurück. Märlein und sonstige Schnurren erzählt ihm auch sein Vater, oder die Mutter, wenn sie Zeit hat. Aber vom Jesulein und den Heiligen spricht sie nie. „Es ist doch merkwürdig, nicht wahr, Frau Oberhuber, daß mein Papa und meine Mama nie vom lieben Gott erzählen und nie von den Engeln und den Heiligen“, hat der Hans einmal zu seiner alten Freundin gesagt. Er ist sehr aufgeweckt und geschickt für seine fünf Jahre, der kleine Bub, und macht oft ganz überraschende Bemerkungen. „Weißt du, Hansi“, hat Frau Oberhuber da geantwortet, „erzähl du deinen Eltern die Geschichtelein, die ich dir erzählte. Ich glaube, sie hätten eine große Freude daran.“

Das hat der Kleine denn auch treu befolgt. Oft bittet er, daß sie die Geschichte zweimal erzähle, „denn weißt du, ich muß meiner Mami doch alles genau wiedererzählen können“. Sie und da stellt er auch eine Frage und beginnt auch ganz langsam den Katechismus zu lernen und zu beten.

Abends, wenn er dann Abschied genommen hat und wieder drunten bei den Eltern ist, läßt Frau Oberhuber den Strickstrumpf lang auf ihrem Schoße liegen. Ihre Hände sind gefaltet, denn sie betet ganz still und innig. Betet für ihren Schützling vom ersten Stock, der so viel Sonne in ihr Leben bringt, es wieder nützlich und schön macht, betet auch für die Eltern des Kleinen, die beide leider moderne Heiden sind. Das heißt, die Frau ist nicht übel. Sie ist nur gleichgültig, nicht schlechten Willens. Wenn sie da ein wenig Gutes wirken könnte durch das Büblein? „Lieber Gott, wenn du mir noch diese Freude machtest, diese Seele schenken würdest?“ ...

Früher ist sie sich stets so unnütz vorgekommen, die gute Frau Oberhuber. Sie steht ganz allein in der Welt, hat den Gatten und ihr einziges Kind schon lang begraben. Und ist dazu seit Jahren fränklich, kann nicht mehr wie früher in den Vereinen wirken und für den Nächsten arbeiten. Aber seitdem die Familie Lasser drunten im ersten Stock wohnt, seitdem der Hansi und sie Freunde sind, ist's ganz anders. Gott vertraut ihr noch eine Aufgabe an in letzter Stunde... Sie darf das Bübchen zu ihm führen und vielleicht, sie hofft und bittet darum — auch die Mutter.

Eines Abends hüpfet der Hansi wieder hinauf zu seiner Freundin, aber er kommt gleich darauf sehr betrübt wieder zu seiner Mutter. „Die Frau Oberhuber ist krank, Mami“, sagt er mit weinender Stimme. „Sehr krank. Sie kann kaum reden und ist ganz allein. Du mußt zu ihr, Mami.“ — Frau Lasser ist noch nie droben gewesen, ihre Bekanntschaft mit Klein Hansis Freundin rührt nur vom

Stiegenhaus her. Sie hat keine Zeit zu solchen Besuchen. Aber heut entschließt sie sich, hinaufzugehen, Hansi bittet so herzlich darum.

Ja, mit Frau Oberhuber steht es schlecht. Eine schwere Lungenentzündung hat sie gepackt. Frau Lasser ruft gleich einen Arzt, besorgt eine Pflegerin und schickt auch — es ist Frau Oberhubers Wunsch — nach einem Priester. Aber der Herrgott ruft die alte Frau noch nicht gleich zu sich. Ihre irdische Aufgabe ist noch nicht beendet. Nach zwei Tagen nimmt die Krankheit eine Wendung zum Besseren. Der Hansi ist überglücklich. Jeden Tag zerrt er seine Mami mit hinauf zu seiner alten Freundin. „Sie freut sich, wenn du kommst, Mami“, sagt er ganz altklug. „Ich sehe es in ihren Augen. Und sie hält immer so lange deine Hand fest...“

Ja, Frau Lasser fühlt es auch, daß es die alte Frau freut, wenn sie kommt. Es rührt sie der Blick dieser Augen. Wieviel innere Güte liegt darin, welch abgeklärter Glanz. Und die feine Stimme, die Ruhe, die sie bewahrt auch in den ärgsten Stunden, im Angesicht des Todes. Sie wundert sich darüber. Und jeden Tag kommt sie lieber hinauf und bleibt ein wenig länger. Sie hat plötzlich ganz gut Zeit. Die alte Frau erholt sich nicht recht. Das Fieber ist zwar verschwunden, aber sie bleibt schwach. Sie sieht dahin. Doch je schwächer ihr Leib wird, desto stärker ihre Seele. Sie ringt mit Gott um die Seele von Hansis Mutter. Sie tann doch ihren kleinen Schützling nicht zurücklassen mit einer Mutter, die Gott ganz ferne steht. Manchmal bittet der Hansi sie wieder um eine Geschichte, die er so liebt. Und die Kranke nimmt ihre ganze Kraft zusammen und erzählt... Auch die Mutter lauscht. So kommen sie von selbst auf religiöse Gespräche. Und die alte Frau erkennt zu ihrer größten Freude, daß sie recht hatte in ihrer Vermutung: Frau Lasser ist nur recht gleichgültig. Sie war nie in wahrhaft religiöser Umgebung, hat die Frage immer als etwas rein Außerliches betrachtet. Nun sieht sie sich zum ersten Male wahrer, tiefer Religiosität gegenüber. Es macht einen tiefen Eindruck auf sie. Sie beginnt zu denken. Sie fühlt, wie von dem Krankenbette ein warmer Hauch auf ihre Seele übergeht. Sie läßt sich nun auch von Frau Oberhuber ein Buch geben über religiöse Fragen und liest jeden Abend darin, wenn auch ihr Gatte lächelt und manchmal ein spöttisches Wörtlein fallen läßt. Ganz im stillen arbeitet die Gnade, führt die junge Frau behutsam Schrittlein für Schrittlein vorwärts.

So vergehen Wochen. Der Frühling kommt wieder ins Land, das Osterfest ist nahe. Am Karfreitag sitzt Frau Lasser droben im Krankenstüblein und hört still zu wie die kranke Frau ihrem Hansi erzählt vom bitteren Leiden unseres Herrn und von seinem grauamen Tod für unsere Sünden. Sie spricht von Opfer, Buße und Auferstehung, und Frau Lasser fühlt, daß sie nicht nur für das Kind redet. Längst weiß sie, daß Hansis alte Freundin auch reges Interesse nimmt an den Angelegenheiten ihrer Seele, daß sie für sie betet und bangt. Und als sie an diesem Tage Abschied nimmt von der Kranken, sagt sie ihr leis: „Frau Oberhuber, auch meine Seele soll auferstehen aus langem Sünden schlaf. Beten Sie recht für mich. Morgen möchte ich beichten gehen.“ —

Kein Wörtlein antwortet die alte Frau. Das größte Glück ist stumm. Aber das Leuchten in ihren Augen spricht mehr, als tausend Worte es vermöchten.

Als am Tage darauf — es ist Karfreitag — Frau Lasser von der Kirche heimkehrt, so leicht, so glücklich wie seit langem nicht mehr — sie will nun ein neues Leben beginnen, ein Leben mit Gott — stürzt ihr laut weinend der Hansi auf der Stiege entgegen.

„Mami, Mami, Frau Oberhuber ist gestorben, die Pflegerin hat es gesagt!“ Der Kleine ist nicht zu trösten. Er schluchzt und bebt am ganzen Leibe. Frau Lasser neigt sich zu dem Kinde nieder. „Sie ist ja beim lieben Gott, Hansi“, sagt sie weich. „Sie ist glücklich und betet für uns, daß wir einmal auch sicherlich zu ihm kommen.“ Auch ihre Stimme bebt. Sie weiß, was sie dem alten Frauchen verdankt. Sie ahnt auch die Zusammenhänge... Die letzte Freude ist zu groß gewesen für ihr Herz.

Draußen jubeln und jauchzen die Osterglocken über die Dächer und tragen den Festeschall weit ins Land hinaus. „Der Herr ist wahrhaft auferstanden. Er ist Sieger über den Tod. Halleluja!“

Brief und Antwort.

1. Ein wirklicher Brief.

Meine liebe „Monika“!

Einundzwanzig Jahre werden es in diesem Sommer, daß ich verheiratet bin, und ebenso lange kommst Du zu mir als gute, treue Freundin; von Deinem stillen, ruhigen Wort habe ich mich 21 Jahre führen und leiten lassen durch freundige und leidvolle Tage, Monate und Jahre. So oft habe ich Deine liebe Hand genommen und Dir gedankt, weil ich glaube, Deiner Führung zu einem großen Teil mit

zu verdanken, daß ich bis heute den Frieden im Herzen bewahrte und im allgemeinen meinen Pflichten als katholische Frau und Mutter nachkam. Oft stand ich am Scheidewege zwischen Pflicht und Freiheit, aber fast meine ich, es habe selten so getobt in mir wie heute nach einer Unterredung mit einer Nachbarin. Und es drängt mich, zur Feder zu greifen und mich mit Dir, der besten Freundin, die ich habe, auszusprechen. Nicht, als ob ich Deine Ansichten nicht kenne. Aber ich möchte Deine Ansicht besonders beleuchtet sehen im Lichte der heutigen furchtbaren geistigen und leiblichen Not. Mir ist, als müßte ich den Verzweiflungsschrei vieler Tausende und aber Tausende Menschen zu Dir weiterleiten, auf daß Du wie eine Mutter Deine Hand auf die Stirne der vom Lebenskampf ermüdeten Kinder legest und ihnen den Weg zeigst, der zum wahren Siege und Frieden führt. Gelt, Du bist mir nicht böse, und ich darf Dir erzählen, was mich bewegt?

Nehme ich da heute früh für eine abwesende Nachbarin eine Blume in Empfang, die für ihre Tochter als Geburtstagsgeschenk bestimmt ist. Als die Nachbarin heimkommt und die Blume bei mir holt, sagt sie mit bekümmelter Miene: „Ach, ich hab' keine Freude an der Blume. Wandas Verehrer schickt sie. Aber er ist evangelisch.“ Ich kenne die Verhältnisse der Familie wie meine eigenen. Wohlen wir doch schon an zwanzig Jahre im gleichen Haus. Wir geben Vertrauen um Vertrauen. Von dem Verkehr ihrer neunzehnjährigen Tochter hatte sie schon öfter gesprochen, aber nie gesagt, daß er andersgläubig sei. Ich hielt es für meine Freundespflicht, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die in einer gemischten Ehe liegen, und auf ihre elterliche Pflicht, nach Möglichkeit ihrem Kinde abzuraten. Wie sie sagt, und davon bin ich auch überzeugt, tut sie es auch. — „Aber vom Katholischsein kann man nicht essen!“ — Und dieses Wort, das ich schon des öfteren aus ihrem Munde hörte, hat mich bis in die innerste Seele erregt. Auf meine Einwürfe hin sagte sie: „Der junge Mann hat gute, feste Stellung. Was haben sie denn, wenn sie mit Katholiken geh'n? Der Mann wird arbeitslos, sie haben Kinder, Not und Elend sind da — und kein Mensch sagt, komm, du tatest deine Pflicht als Katholik, wir helfen dir. Ich kenne Katholiken, die viel schlechter sind als Andersgläubige. Ich habe als Mädchen gedient bei evangelischen Leuten, die gut und gerecht zu mir waren, und bei Katholiken, die mich ausnutzten. Ich habe Hunger gelitten mit meinen Kindern in der Inflationszeit, und der katholische Kaufmann gab uns für schweres Geld verfaultes Gemüse.“ Solche und ähnliche Anklagen überstürzten sich aus ihrem Munde. Ich bemühte mich, sie zu überzeugen, daß alle Ungerechtigkeiten und Verfehlungen der Glaubensgenossen uns doch nicht irre machen dürften, daß Fehler überall und bei allen zu finden sind, daß alles irdische Glück und Wohlergehen, durch Uebertretung der Gebote Gottes und der Kirche erkauft, uns innerlich doch nicht glücklich mache; daß der Herrgott seine Gebote nicht nur für gute Zeiten, sondern auch für die schlechten, schweren gemacht habe. Ich erinnerte sie an das Wort Christi: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Auch die Erwerbslosigkeit ist ein von Gott zugelassenes Kreuz, und wir müssen es als solches tragen. Es entbindet uns nicht von der Pflicht, die Kirche zu hören und Gottes Gebote zu halten. Mit den Worten: „Sie wissen eben noch nicht, was Hunger ist. Aber warten Sie nur, wenn Ihr Sohn erst mal länger erwerbslos ist, werden auch Sie auf andere Gedanken kommen!“ ging sie hinaus.

Solche und ähnliche Auseinandersetzungen haben wir schon öfters gehabt. — Du, liebe „Monika“, kommst höchstwahrscheinlich zum weitaus größten Teil mit Frauen und Müttern zusammen, die in geordneten Verhältnissen leben, weniger wohl mit denen, die den wirklich harten, schweren Kampf um das tägliche Brot und damit heute auch um den Glauben kämpfen. Da hörst Du vielleicht nicht so den Schrei, der heute bei der entsetzlichen Erwerbslosigkeit aus Millionen deutscher Volksgenossen klingt, den Schrei nach Arbeit und Brot! Ich höre ihn, ich sehe ihn, wohin ich gehe und schaue. Ueberall Erbitterung, Mutlosigkeit und Haß. Und wenn man sich bemüht, durch den Hinweis auf den alten Gott, der doch noch lebt und der seine Sonne eben über Gerechte und Ungerechte, Gute und Böse scheinen läßt, das Vertrauen auf Gott wieder zu heben — dann wird mit einem Achselzucken und vielleicht spöttischem Lächeln geantwortet: „Gebt uns Arbeit und Verdienst, geordnete Verhältnisse, nur auf diesem Boden können auch Glaube und Religion wachsen; können wir Kinder ernähren und erziehen.“

Wie oft habe ich mich mit besagter Nachbarin über letzteren Punkt unterhalten. Wie oft hat sie mir gesagt: „Ich möchte nicht ein Großkind haben; wie es heute im Leben ist: wenn man meint, sie verdienen, dann liegen sie auf der Straße, oder wenn man sieht, wie verrotzt und verkommen die heutige Jugend ist, auch wenn sie gut und katholisch erzogen ist.“

So sagte sie mir kürzlich, ein Arbeitskollege ihres Mannes sei zur Osterbeichte gewesen, und da habe der Kaplan auch gefragt, ob

er auch seine eheliche Pflicht erfülle. Da sei er ganz erboßt aus dem Beichtstuhl gegangen. Er habe doch bestimmt seine Pflicht getan. Fünf Jahre sei er verheiratet und habe drei Kinder. Und da wage man es, noch mehr zu verlangen angesichts der großen Not und Erwerbslosigkeit? Nie wieder gehe er beichten. Und nochmals beteuerte mir die Frau, die selber sieben Kinder gebar, sie wünsche sich kein Enkelkind, ja sie bitte Gott darum. Sie möchte nicht, daß ihre Kinder durchmachten, was sie durchgemacht habe. — Da wunder'ts mich nicht, daß ihre verheirateten Töchter keine Kinder haben und deren Männer von der Kirche nichts mehr wissen mögen.

Um sie zu überzeugen, daß sie mit ihrem Gedanken ganz im Unrecht ist und ihr meine Gefinnung darüber zum Ausdruck zu bringen, gab ich ihr drei Wochennummern der „Monika“, in deren jeweiligem ersten Artikel ich so recht die Bestätigung meiner Gedanken fand. Sie hat sie gelesen, und ich denke, sie wird sich das Gelesene durch den Kopf gehen lassen.

Neulich morgens gingen zwei Arbeiter hinter mir. Wenn ich mich nicht sehr irre, unterhielten sie sich über einen Arbeitskollegen, der auch erwerbslos geworden sei. „Morgens laufe er in die Kirche, und nachmittags verhungere er!“ Danach grobes Lachen! Vielleicht galt es auch mir! In der Kirche gingen mir diese Worte immer durch den Sinn. Dann wogt es auf und ab in mir! Gehöre ich nicht auch zu denen, die zwar noch nicht am Verhungern sind, aber denen das Kreuz kein unbekanntes Ding ist, auch die Erwerbslosigkeit nicht? Bin Kriegerwitwe mit vier Kindern, von denen der einzige Sohn, der bisher Mitverdiener war, erwerbslos geworden ist — zwischendurch hatte ich viel mit Krankheiten zu kämpfen — kenne ich nicht auch die Not? Steht die Sorge um das leibliche und geistige Wohl meiner Kinder nicht mit mir auf und geht sie nicht mit mir schlafen? — Wenn ich dann aber sehe, wie der Priester nach der Wandlung die heilige Hostie in die Höhe hebt, dann spreche ich doch aus tiefstem Herzen: „Mein Herr und mein Gott! Ich glaube an dich!“ Und wenn der liebe Heiland dann in meinem Herzen eingekehrt ist, dann ist's wieder vollends still und ruhig in mir, und neu gestärkt nehme ich den Kampf mit allen Unbilden des Lebens wieder auf.

Kämpfen heißt es selbst mit den eigenen Kindern! Kommt da einst meine älteste Tochter, die in einem Kloster als Säuglingspflegerin ausgebildet wird, heim und erzählt mir von ihrem Unterricht. Unter anderem auch, daß der Arzt gesagt, die schlechte wirtschaftliche Lage in Deutschland erlaube einen größeren Kindersegen nicht mehr. Er habe einen Fall aus seiner Praxis dazu erzählt. Erst dieser Tage sei eine Frau bei der Geburt gestorben, nachdem der Mann aus Glaubensrücksichten es nicht geduldet habe, die Frucht zu entfernen. Ich war ganz entsetzt über diese Auffassung und gab mir alle Mühe, immer wieder und bei jeder Gelegenheit mein Kind auf die Gebote Gottes hinzuweisen und auf die Pflicht, die Ehe nicht zu mißbrauchen. Bis jetzt ist es mir nicht ganz gelungen, es zu überzeugen.

Eine andere Sorge, die mich drückt. Mein Sohn, ein guter, braver Mensch, der jeden Sonntag an der Kommunionbank zu finden ist, macht mir Sorgen wegen seiner politischen Ideen. Er ist jugendbewegt und sucht sich politisch zu bilden, wo sich die Gelegenheit bietet. Er gehört der christlichsozialen Jugend an, und schwer drückt mich die Sorge, daß er in seinem Idealismus, dem schwer ringenden Arbeiter zu helfen, den realen Boden verläßt und schließlich auch mit dem Glauben in Konflikt kommt. Die beiden jüngeren Töchter schlagen den gleichen Weg ein, alle vier aber liebe, prächtige Menschen, über die ich sonst nicht klagen kann.

Und doch stehen Sorgen vor mir, riesengroß! Werde ich in der Erziehung für jedes einzelne den rechten Ton finden, werde ich in der Lage sein, ihnen in diesen Schwierigkeiten, die sich dem jungen Menschen heute entgegenstellen, die rechten Wege zu weisen? Werden sie den Weg zum Himmel finden? Werden wir unser tägliches Brot finden? Manchmal hab ich schon mutlos dageessen, manchmal hat mir das Kreuz zu schwer geschienen! Aber da weiß ich ein stilles Seitentapellchen in einer Klostertirche mit einer schmerzhaften Mutter. Dahin flüchte ich mich dann, und ehe ich die fünf Gesetze eines Rosenkranzes zu Ende gebetet habe, ist's schon wieder still in mir, und ruhig nehme ich mein Kreuz wieder auf und gehe zufrieden heim. Und jeden Morgen von neuem hol ich den Herrgott heim in meine kleine Wohnung und stelle ihn mitten hinein in meine Küche und sage ihm: „So, da herrsche und regiere du nun! Du sollst der König in meiner Familie sein.“ Und in großen, wenn auch unsichtbaren Lettern schreibe ich über meine Tür: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

Gelt, Du verstehst mich, liebe „Monika“! Und nun sage mir einmal, muß man denn wirklich so pessimistisch ins Leben schauen, wie meine Nachbarn und wie die meisten Menschen es tun? Sollen wir uns wirklich keine Nachkommen mehr wünschen, weil sie nicht mehr zu ernähren sind? Sicher gab es schon oft Zeiten sittlichen Niederganges! Aber gab es schon einmal Zeiten, in denen Menschen gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit fanden? Und wie helfen wir unferen

Mitmenschen mit Rat und Tat, in der gegenwärtigen schweren Not das Vertrauen auf einen allmächtigen Gott wieder zu finden, der den Sperling nicht vom Dache fallen läßt?

Ueber dem Schreiben dieser Zeilen ist's wieder ganz ruhig in mir geworden. Aber draußen im täglichen Leben schreit es fort und tausendfach fort. Liebe „Monika“, gelt, Du gibst uns Antwort darauf, um all der vielen willen, die aus Deinen Worten Trost schöpfen werden. Mit dem Versprechen, Dir allzeit treu zu bleiben, grüßt Dich Deine treue Tochter.

Der Osterhase.

für kleine und große Kinder.

Großmutter! Großmutter! Denk nur, was ich geträumt hab! In der Stube mitten auf dem Tisch stand Vaters schwarzer Zylinderhut, und da drinnen saß ein ganz goldiges, schneeweißes Häslein mit langen, langen Ohren! So ein liebes, herziges Pelztierle, das ich schon so lang gern haben möchte... Der kleine Peter hatte es ungeheuer wichtig; vergaß ganz und gar seinen Kaffee zu trinken. Immer größer wurden seine dunkeln Schelmenäuglein. „Großmutter... gelt, so eines bringt mir der Osterhas? Gelt, Großmutter, so ein herziges, goldiges, schneeweißes Häsle...“

„Klamauk!“ sagte Fritzi, der elfjährige Lateinichüler, überlegen, „Vater wird sich dafür bedanken, daß du aus seinem Festtagshut einen Hasenstall machst! Und überhaupt, lerne mal logisch denken, Kerl! Wenn das Häslein goldig war, dann war es nicht schneeweiß...“

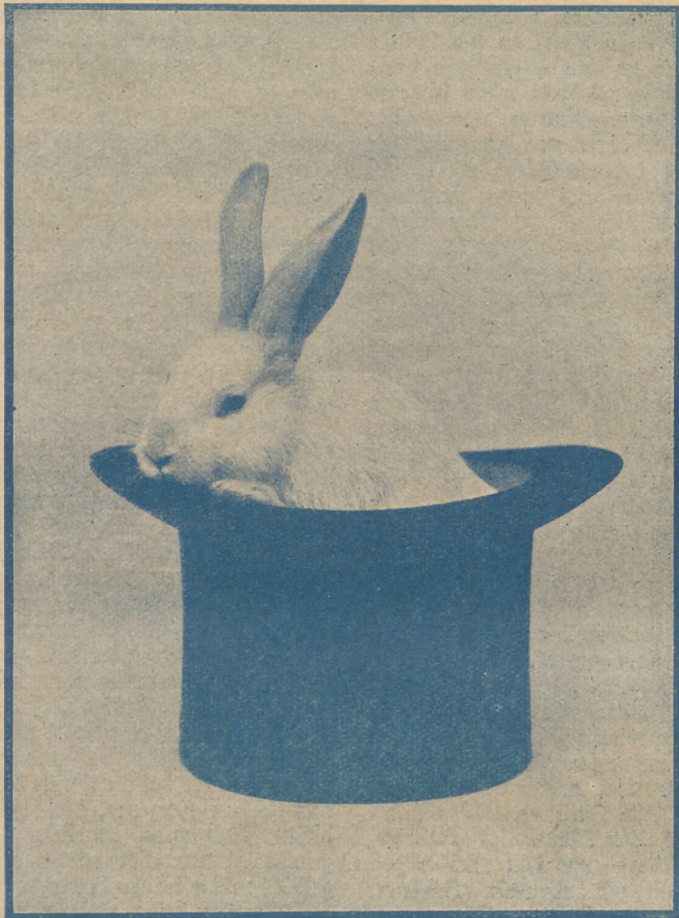
„Aber doch war es ein goldiges, schneeweißes Häsle, gelt Großmutter?“

„Dummer Jung, so reden einfältige Mädels. Da ist alles goldig und herzig und süß... Für uns Buben ist der Has ein dummes Vieh und damit fertig!“

„Großmutter, gelt, der ist nicht dumm? Der tut doch die schönen Eier legen. Richtige blaue und grüne und rote und zuckerne und schokoladene... Aetich, das kannst du fein it!“

Fritzi hatte schon den Mund auf zum Besserwissen; doch seine etwas jüngere Schwester Liese gab ihm einen so energischen Puff, daß er zuslog, und machte Funkelaugen: „Halt den Rand, sonst... sonst können wir zugucken an Ostern...!“

Zum Glück hat es die gute Großmutter nicht gehört. Die meint nun bedächtig: „Wie es mit den Ostereiern wird dieses Jahr, das weiß ich noch nicht. Es hat gar so viel geregnet. Könnt mir denken, daß das Wetter zu schlecht war im Wald, um sie zu färben und zu trocknen. Und die schokoladenen zerfließen in dem Regen... könnt sein, daß der Has nicht genug zusammenbringt für alle Kinder bis Ostern...“



Aufgenommen von C. Lohmann, Blankenese, mit Voigtländer-Seltar.

„Großmutter, gelt, wenn's nicht langt für alle, dann bekommen aber die Kleinen zuerst welche, und die Großen müssen warten...“

„Was sich der Knirps einbildet! Dann bekommen wir, und ihr dummes Kleinzeug könnt warten bis zum andern Jahr. Wenn man mal richtig groß ist, hört der Spaß ohnehin auf.“

Diesmal war es Großmutter, über deren Gesicht ein leises Lächeln huschte. „Ihr zwei seid doch schon so groß! Wenn man in der Lateinschule ist oder zu Ostern hinein kommt...“

„Ne, ne... nix zu machen! Wir rechnen bestimmt auf das Erscheinen des Herrn Osterhasen! Nächstes Jahr soll er mich meinetwegen zu den Großen zählen...“

„Und dann will ich aber auch Zigaretten rauchen und Bier trinken, wie die Großen alle...“

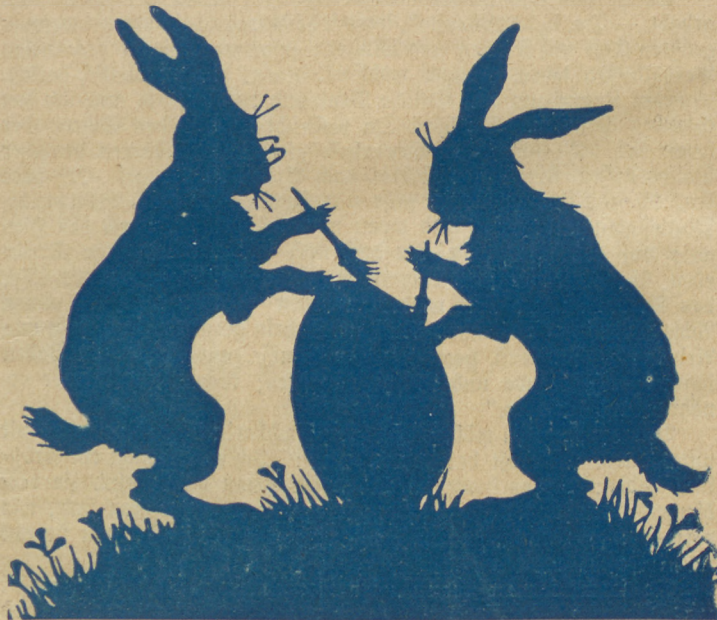
„Das mußt du mit Vater ausmachen, Fritzi“, sagte Großmutter vergnüglich. Fritzi verzog den Mund, als habe er in einen Holzapfel gebissen. Wollte aber grohnen.

„Meinst etwa, der Hannes und die anderen Großen fragen Vatern?“

„Der Hans verdient sein Geld selbst und hat zudem keinen Vater mehr. Und in unserem Haus wird es so gemacht, wie es unser Vater will, solange ihr daheim seid.“ Wenn Großmutter etwas so sagte, gab es kein Muxen mehr. „Und es ist Zeit zur Schule...“

Im Nu war die Stube leer. Nur das fünfjährige Peterlein blieb daheim. Der Vater, ein Arzt, war schon über Land gefahren; Großmutter fing an, das Frühstücksgeschirr zu spülen. Für die Stundenfrau blieb der schweren Hausarbeit gerade genug. Es war nicht leicht für Großmutter, nur mit einer Zuehfrau den Arzt Haushalt zu meistern. Doch es mußte sein. Die Mutter war schon fast zwei Jahre in Davos, und das kostete ein Heidengeld. Wohl hatte der Vater eine ausgedehnte und rege Praxis, doch das Honorar ging sehr spärlich ein. Landwirtschaft, Arbeiter und Bürger, jeder klagte über seine Notzeit und ließ den Arzt warten. Sie mußten sehr einteilen und sparen, daß sie nicht selbst in Schulden kamen. Und die Leute rundum schauten voll Neid nach dem Doktorhaus, weil das Geld da so leicht verdient wurde, und dachten: Der hat's ja und kann warten.

Als die Maiern, die Stundenfrau, kam, fiel das Peterlein sogleich über sie her und erzählte seinen Traum von dem goldigen, schneeweißen Häslein in dem schwarzen Hut. „Um Gottes willen! Das bedeutet Unglück!“ schrie die Maiern in hellem Entsetzen. „Denk“



Hut trägt man zum Begräbnis, und das Häslein bedeutet sicher...“ Großmutter hatte etwas gehört. Schnell macht sie die Türe auf. „Maern, es zieht!...“ Das war Großmutter's Mahnung, in Gegenwart der Kinder etwas nicht zu sagen. „Mach die Klappe zu“, setzte das Peterlein dahinter. Es hatte diese Ergänzung von Fritz gelernt, und sein harmloses Kindergemüt fand sie sehr anschaulich.

Die Maiern aber brachte es nicht fertig, die Klappe zuzulassen, und da es im Doktorhaus keinen Durchzug geben durfte, ließ sie das Mundwerk um so eifriger außerhalb laufen. Bald wußte man im ganzen Ort und weit darüber hinaus, daß die Frau Doktor im Sterben war und man im Doktorhaus schon den Hut zum Begräbnis bürstete. Und auch Hannes, der einstige Nachbarsjohn, der als Inspektor auf der großen Domäne war, bekam diese böse Kunde. Am Vorabend vom Palmsonntag machte er sich auf, nach dem Rechten zu sehen.

Im Doktorhaus aber war eitel Freude. Ein merkwürdiger Gegensatz zu den umlaufenden Gerüchten. Sollte man es den Kindern verheimlicht haben? Sie waren aber doch nicht mehr so klein, und eigentlich hätte dies auch dem Charakter der Großmutter nicht entsprochen. Das älteste Doktorkind, ein bald zwanzigjähriges Jungmädels, war von einem zweijährigen Aufenthalt bei Verwandten in England zurückgekehrt und lachte mit den Kleinen um die Wette. Vorsichtig machte sich Hannes an die Großmutter heran. Die war zuerst nicht wenig bestürzt, doch hatte sie den Faden bald gefunden. Und sagte getröstet: „Ein Gutes hat die Maiern aber doch angestellt: eine ganze Reihe alter Rechnungen ist in den letzten Tagen bezahlt worden. Wir konnten uns das nicht erklären — nun werden die Kinder wenigstens ihre Osterfreude haben...“

Peterlein kam mit einem ganzen Schubkarren voll Moos und jungem Gras. „Onkel Hans, hast den Osterhasen schon gesehen?“

„D ja, einen ganzen Wagen voll Eier hat er bei Frau Ente und Frau Huhn gekauft und in den Wald geschoben, daß er sie nun schön färben kann... Und die Hasenkinder machen Nestlein unter den Bäumen und probieren, wie schön es aussieht...“

„Du, Onkel, legt der Has die Eier denn nicht selbst? Muß der sie färfen? Woher hat er denn das Geld?“

„Ein wenig viel auf einmal gefragt, Peterle. Eierlegen tut der Osterhas nicht. Das kann nur ein Vogel. Aber sie sein zu färben und den artigen Kindern zu bescheren, das ist seine Sache.“

„Warum macht das gerade der Has?“

„Ei, weil er so still und flink laufen kann, daß ihn niemand erwischt dabei. Hast noch nie gesehen, was der für Sprünge macht? Und durch alle Zäune und Hecken kann er schlupfen, auch bei Nacht, wenn der Mond scheint und wenn es kohlrabenschwarz dunkel ist. Der Has findet sich zurecht. Wer sollte das Geschäft auch sonst besorgen, wenn nicht er?“

„Und dann bekommt er alle Eier umsonst? Schade, daß Großmutter nicht mal mit ihm gehen kann, dann würden wir ganz viele haben...“

„Peterle ist Eier arg gern“, erklärte die Liese, die auch zuhörte, „und wir müssen doch sparen, weil unser armes Mutterle so lang krank ist und fort sein muß...“

„Das macht nichts. Wenn Mutti wieder gesund ist, kann ich immer noch lang Eier essen...“ tröstete das Peterlein sich selbst. „Aber Onkel, die Schokoladen, wo holt er die?“

„Ja, das hab ich noch nicht gesehen. Das wird wohl sein wie da auf der Postkarte...“ Er zog eine bunte Osterkarte aus der Tasche. „Guck, wie die Frau Has da im Wald am Tisch steht und die Eier in der Sonne trocknen läßt...“

„Warum bringt er aber gerade Eier? Er könnte doch... könnte doch... doch... auch...“

„Ganze dicke Tafeln Schokolade legen, daß mehr daran ist“, lachte die Liese. Peterchen wurde böse.

„Bieltraß, du! nein, er könnte doch auch mein goldiges, schneeweißes Häsle bringen, das im Vater seinem Hut war...“

„Ach Gott, ach Gott“, jammerte die Maiern, die gerade durch die Stube schlürfte, „immer hat er's mit dem Begräbnishut und dem weißen Häschen... das gibt ein Unglück... und wenn's auch niemand nicht glauben will...“

Peterlein mußte seinen Traum erzählen. Onkel Hans piff ein wenig durch die Zähne, ganz stillvergnügt. Dann griff er aber auf die letzte unbeantwortete Frage zurück: „Warum der Has gerade Eier legt? Ja schau, Peterlein, aus so einem Ei schlüpft ein kleines, lebendiges Hühnlein heraus; da steckt neues Leben drin. Das ist gerade so wie mit dem Frühling. Jetzt schlüpft überall das neue Leben heraus, schau, die Blättchen am Baum, die Grashälmelein aus der Erde, alles kommt nun aus dem Winterversteck hervor, wie

eines Tages ein Hühnlein aus dem Ei schlüpft. So ist das ein Bild vom neuentstehenden Leben. Was sollte der gute Osterhase gerade im Frühling auch Schöneres bringen?“

Als der Hannes heimging, ließ Doktors Älteste, das Mariechen, noch ein wenig mit. Es wollte noch Weidenzähchen holen zum Palmwisch. Sie hatten sich ja auch so lange nicht gesehen und noch allerhand zu plaudern. Hans war zum erstenmal ein großes Licht aufgegangen, daß heute oft auch sogenannte bessere Familien mit kleinen und kleinsten Dingen sparen müssen. So sagte er: „Mariele, was meinst, wir zwei wollen mal feste Osterhas spielen dieses Jahr! Hör auch um in der Nachbarschaft, wo es not tut...“

Das ließ sich das Mariechen nicht zweimal sagen. Es fand aber so viele Kinder, daß der Hans es nicht bewältigen konnte. Er suchte sich noch ein paar andere Burschen zusammen, und es fand sich, daß sowohl die Gutsherrschaft als auch andere Bauern gar nicht kleinlich waren, als die Hasenboten sie um Eier angingen.

War das ein Jubel, als der Osterhase gerade bei all den Kinderlein, die unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden hatten, unter Arbeitslosigkeit der Eltern und anderen Sorgen, ganze Nester voll schöner und bunter Eier über Nacht gelegt hatte! Und niemand hatte ihn gesehen! In den Hausgärten und vor den Türen hörte man helle Kinderstimmen jubeln, als das Peterlein aus dem Bett hüpfte. Und was war denn das? Witten auf dem Tisch ein um-



Ein Ostergruß!

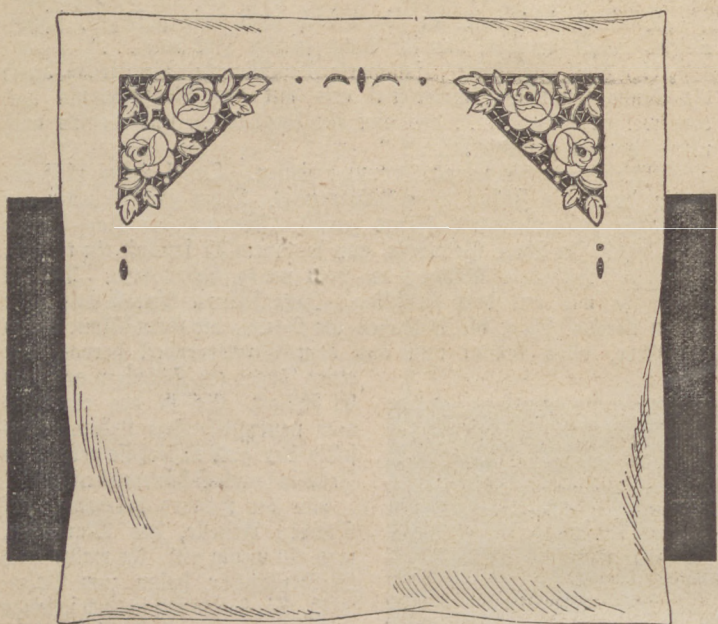
Gelbe und weiße Narzissen, Kästchen und Birkenlaub. Kleine Schale mit Schneeglöckchen.

gestülpter Kartoffelkorb, unter dem etwas krabbelte! Da wurde ihm bang zumute. „Großmutter! Großmutter!“ Bald war die ganze Familie um den Hembematz versammelt. Vater hob den Korb hoch... da fiel Peterlein vor Staunen auf die Nordseite. Denn da stand richtig in Vaters großem Hut sein goldiges, schneeweißes Häsle und schnupperte mit dem rosenroten Mäulchen an den frischen Grashälmelein, mit denen der Hut ausgepollstert war. Und rund darum lag ein Kranz schönster Eier...“

Im Garten fanden sich noch weitere Hasenester. Selbst Großmutter war nicht vergessen worden. Als Onkel Hans am Nachmittag kam, hatte er nicht Augen genug, all die Herrlichkeiten zu schauen. Fritz, der Schlingel, zupfte ihn heimlich am Rockärmel: „Bist arg brav gewesen, lieber Osterhas...“ — „Lausbub... das ist doch...“ „Dah, das weiß ich doch besser, und die Liesel... nur der ist noch so arg dumm...“, wies er heimlich nach dem Peterle. — „Wenn ich das gewußt hätte, wäre der Has aber nicht gekommen...“, drohte Hans, doch die Liesel erklärte gelassen: „Dah, wir glaubten halt, ihr glaubt, wir glauben's... und wollten euch die Freude nicht verderben...“

Von der Mutter kam ganz gute Kunde. „Was tut nun die Maiern mit ihrem Unglückshut?“ sagte das Mariele. Da meinte sinnend der Hans: „Und was meinst du dazu, wenn ich auf Pfingsten den Hut aufsetzte und mir in eurem Haus ein goldiges, weißes Häsle für mich einsangen würde?“

Mariele wurde rot und verlegen. Es hatte gleich begriffen. Ob nur der Umstand schuld daran war, daß es zum Festtag ein schnee-



Nr. 6327. Moderne Kopfkissen-Ecken mit Rosen in Ausschnittsidierei.

Die naturgroßen Biegemuster zu den Kopfkissen-Ecken sowie zum Kopfkissen-Einfaß sind zu beziehen durch den Musterverband Cl. Traub in Munderkingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinlösung des Betrages für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme. — Die Biegemuster kosten: Für die Kopfkissen-Ecken 55 Pfg. und für den Kopfkissen-Einfaß 40 Pfg.



Nr. 6328. Moderner Kopfkissen-Einfaß mit Rosen in Ausschnittsidierei.

weißes Kleidchen trug? Es war aber nicht auf sein Hasenmäulchen gefallen und sagte: „O Hannes, dann hat ja die Maierin am End doch richtig prophezeit, daß ein Unglück kommt.“

Gott.

Hinter allen Dingen schaue ich Gott und Gottes Wirken. Selbst hinter den allgewöhnlichsten Ereignissen des täglichen Lebens

sehe ich seinen Willen. Seitdem ich mich daran gewöhnt habe, ist mein Blick viel weiter geworden, ich fasse die Dinge ganz anders auf als meine Mitmenschen, betrachte sie von einer anderen Seite und wundere mich oft, wie kurzsichtig doch die Menschen sind. Sie rechnen alle bloß mit ihrer geringen Kraft und haben ein viel zu kleines Vertrauen in die allumfassende Liebe und Weisheit Gottes. Daher können sie auch nie weiter blicken, als ihr Verstand reicht, und ihre Einsicht bleibt auf einen engen Kreis beschränkt, über den sie niemals hinausgelangen. Wer dagegen mit den Augen des Vertrauens sieht, dem eröffnen sich ganz andere Perspektiven, für den bekommen die Dinge eine andere Farbe, ein ganz anderes Aussehen. Er wird viel sorgloser, und mit der Sorgenlosigkeit und dem völligen Vertrauen auf Gottes Liebe entspringt dem Herzen eine Freude und ein Glück, das nur der fühlt, der sich Gott ganz und ohne Zögern in die Arme wirft. Wie herrlich ist es dann, wenn wir in unserem eigenen Leben Gottes sorgende Vaterhand erkennen, wenn wir sehen, wie er all unsere Wege lenkt und leitet und ihn hinter dem finden, was wir sonst als Zufall oder Schicksal ansahen.

Wir stehen wieder vor einem Herz-Jesu-Freitag diese Woche. Sollte es uns nicht möglich sein, gerade zum heiligsten gottmenschlichen Herzen unseres Erlösers dieses unbedingte Vertrauen zu finden? Es wäre für uns die Rettung und für den Herrn das liebste Ostergeschenk. — Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme dein Reich! J. S.

Herz-Jesu-Gebetsapostolat.

Gebetsmeinung im Monat April.

Vom Heiligen Vater bestimmt.

Echt christliche Erziehung der Jugend.

Wie nötig ist sie heute, wo allerorts die Verführung lauert, ja offen und frech am Wege steht! Und doch fehlt gerade heute in so vielen Fami-

lien, auch in solchen, die sich christlich nennen, die Vorbedingung dazu, nämlich ein echt christliches Lebensvorbild von Seiten der Eltern und ein von frühester Kindheit an gepflegtes Gebetsleben. In so vielen Familien mangelt es an ernster, christlicher Zucht und Aufsicht für die Jugend.

Wahrlich, die Gebetsmeinung des Heiligen Vaters ist am Platze! Opfern wir mit der Meinung: „Alles für dich, heiligstes Herz Jesu!“ unser Tagewerk für die Lösung dieser Aufgabe auf. Und ein Rosenkranzgebetlein können wir wohl alle Tage beten, damit unsere christliche Jugend trotz aller Verführungen der Gegenwart zu tüchtigen Gliedern am mystischen Leibe Christi heranwache. — Willst du, treue Leserin der „Monika“, nicht auch unter den ungezählten Müttern sein, die am Herz-Jesu-Freitag die heilige Eucharistie empfangen? Sie ist das liebste Opfer, das du dem Heiland bringen kannst, um die Beleidigung wieder gutzumachen, die ihm von unchristlichen Familien zugefügt werden.

Der Frühling spricht.

Mit jedem Tage wird es schöner. Die Schneeglöckchen treten schon wieder ab, die bunten Auroren sind an der Reihe, und bald werden Garten und Wiese wie ein leuchtender Teppich in tausend Farben blühen. Singt jetzt die Märzamsel ihre schlichten Weisen, so wird bald auch die Nachtigall ihre wonnigen Lieder erschallen lassen. Man freut sich dessen, was da ist, und freut sich auf das, was kommen will, und jeder Tag bringt neue Wunder des Lebens.

Leben — das ist der Charakter des Frühlings, das ist der Ton seines Liedes und die Seele seines Lachens. Leben allüberall, wohin man schaut. In den Säften der Bäume steigt das Leben auf, in den Knospen drängt es zum Lichte, in den Blumen entfaltet es seine Schönheit. Leben erwacht in der Erde in tausend Samentörnern und in den schlafenden Larven und Puppen, Leben schwirrt und summt um die Blumen, singt in den Zweigen und zwitschert in den Nestern. In unseren eigenen Adern kreist der Lebenssaft mit neuer Kraft, und auch die Seele fühlt sich vom Lebensdrang gehoben. Welche Fülle des Lebens! Aus dem ärmsten Boden, aus den Spalten der Steine, aus den toten Ruinen sprießt und blüht es hervor. Das Leben erobert die ganze Erde, die wie tot lag, und erobert unser Herz, das der Winter betrübt hatte.

Wenn wir so wandeln mitten im erwachenden Leben mit sehenden Augen und sinnendem Herzen, dann steigt die Frage in uns auf: Woher kommt all das Leben, wo liegt die ewige Quelle, aus der es unerschöpflich strömt?

Und wenn wir so fragen, dann hebt der Frühling an zu sprechen mit tausend Zungen in einer lieblichen, wunderbaren Sprache.

Der Frühling spricht: „Sieh, o Mensch, wie alles grünt und blüht in neuem Leben! Den



Nr. 6329. Ueberhandtuch mit Holländer Kindern in Stiel- und Kreuzstichsidierei.

Das naturgroße Biegemuster zu diesem Ueberhandtuch ist zu beziehen durch den Musterverband Cl. Traub in Munderkingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinlösung von 55 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.

Lebensspender siehst du nicht, er steht verborgen hinter seinem Werke. Aber alles, was du siehst, ist nur ein matter Abglanz seines Wesens, nur ein Strahl dieser Sonne, nur ein Tropfen dieses Meeres. Ahnst du es, wie herrlich er ist? Wunderbar lieb und gut ist er, denn er ist das Leben selbst, er ist das Leben in aller Fülle und Schönheit."

Und weiter spricht der Frühling zu dem, der die unhörbare Sprache zu hören versteht, unhörbar für das Ohr, aber vernehmbar für die Seele. Also spricht er: „Der die Schönheit der Erde bereitet hat, um dich zu erfreuen auf deiner kurzen Wanderfahrt, er hat dir viel Schöneres bereitet für die Ewigkeit. Hier wohnst du in Zelten, dort in der festen Burg, die für immer gegründet ist. Schau an die Frühlingspracht der Erde, und dann laß ein Ahnen in dein Herz kommen von der Herrlichkeit des ewigen Frühlings. Meine Kränze welken, meine Sonnentageschwinden; droben blühen unverwelkliche Kränze, und der ewige Tag des Lichtes kennt keine Nacht und Finsternis. Drum freue dich der Frühlingszeit, aber richte dein Herz auf die Frühlingsewigkeit!"

Und weiter spricht der Frühling zu uns, und tiefer geht seine Mahnung in unser Herz. Also spricht er: „Alles erwacht zum Leben, blüht und will Frucht tragen. Wie sieht es aus in deinem Herzen? Ist Frühling drinnen oder Winterschlaf? Gehört es dem Leben, dem Gnadenleben, oder ist es dem Sündentode verfallen? Sieh zu, o Mensch, daß ich nicht dein Ankläger sein muß! Daß ich nicht sprechen muß: Nach deinem Wort, o Herr, habe ich das Reich des Lebens aufgerichtet, aber der Mensch trägt den Tod hinein. Darum, o Mensch, öffne dein Herz der Gnadensonne, daß sie allen guten Samen wede in dir!"

So spricht der Frühling. So steigt in der Seele die himmlische Frühlingsahnung auf in den drei großen Gedanken:

Erstens — Gott ist das Leben, in ihm liegt, aus ihm kommt alle Schönheit und Sonne.

Zweitens — Gott hat uns einen andern, ewigen Frühling bereitet, gegen den der irdische nur ein Schatten ist.

Drittens — wenn dieser Frühling uns blühen soll in der Ewigkeit, dann müssen wir ihn hier als Gnadenteim im Herzen hegen.

O glückliche Seele, die, der Erde entronnen, alle Fesseln hinter sich läßt und mit frohen Flügeln hineinschwebt in den ewigen Frühling, der ihr mit brausendem Jubel entgegenströmt!

Aus: „Das Buch von den vier Quellen“ von Augustin Wibbelt. Leipzig, Vier Quellen-Verlag. 23. Tausend. Gebunden 5 Mk. Zu beziehen durch die Buchhandlung Ludwig Neuer in Donaueschingen.

Das Auge der Hausfrau.

Das Auge ist ein sehr wichtiges Organ der Hausfrau, wichtiger noch als die Hände, denn ehe die Hände zufassen und sich betätigen können, müssen die Augen gesehen, erfasst, beobachtet haben.

Und der Hausfrau Auge muß auch eine ganz besondere Beschaffenheit aufweisen. Es muß durch die Außenseite der Gegenstände hindurch auf deren

Grund zu dringen, in Winkel und Eden auf Forstjungsreisen auszugehen wissen; es muß wach sein, wenn es zu schlafen scheint, doppelt scharf sehen, wenn man es blenden möchte. Wie ein Feldherrnauge das Schlachtfeld, so muß es den Haushalt zu überblicken wissen und den Geist befähigen, seinen Operationsplan zu entwerfen, und im Erkennen und Aufsuchen der Schäden und Gebrechen in der Wirtschaft muß es mit Polizeiaugen zu wetteifern vermögen. Wie ein Dieb muß es gelegentlich auch einmal auf geheimen Wegen wandeln. Für die Familie aber soll es dem Auge der Vorsehung gleichen, das mit Güte und Ernst, liebender Sorgfalt und Strenge über das Wohl und Wehe der Angehörigen und Schutzbefohlenen wacht, und das, was ihnen not tut, zu erschauen weiß.

Traurig der Haushalt, dem das Auge der Hausfrau oder ihrer Stellvertreterin fehlt, wenn er auch mit dem besten Willen und treuestem Pflichtgefühl regiert wird, denn da das Hausfrauenauge seine besonderen Eigenschaften hat, sieht es auch Dinge, die anderen Augen verborgen bleiben. Das Spinnennetz in der Ecke, der Staub im Winkel, die schadhafte Stelle in der Gardine, der Sprung im Teller — das gewöhnliche Auge bemerkt sie kaum, für das der Hausfrau sind sie Mängel, die sie geschwind zu beseitigen trachtet. Eine Nachlässigkeit der Diensthofen, eine Ungezogenheit der Kinder, die Hausfrau hat sie erfasst und abgestellt, ehe ein Dritter auch nur aufmerksam hat werden können. Das knappe Gewicht des Kaufmanns, die Knochen, die der Schlächter unserem Fleischbedarf widerrechtlich einschmuggeln möchte, die Druckstellen am Obst — das Mädchen nimmt sie ruhig in den Kauf, wenn das Auge der Hausfrau nicht wacht. Und die Sorgenfalte auf der Stirne des Gemahls, die Träne im Auge des Kindes — das gleichgültige Auge schenkt ihnen keine Beachtung, die Gattin und Mutter hat schon ihr Nahen bemerkt, und ihre Teilnahme und Hilfsbereitschaft warten darauf.

Ein altes Sprichwort sagt: Ein guter Aufpasser ist besser als drei schlechte Arbeiter. Das paßt so recht auf die Hausfrau. Eine tüchtige Hausfrau muß vor allen Dingen die Oberaufsicht über ihre Wirtschaft führen; das ist da, wo Diensthofen gehalten werden, wichtiger, als daß sie selber mitarbeitet. Sie darf getrost die Hände einmal ruhen lassen, wenn sie nur in zwischen die Augen offenhält. Was nützt es ihr, durch fleißiges Mitschaffen einen Tag am Waschfrauenlohn zu ersparen, wenn in zwischen im unbeaufsichtigten Haushalt das Doppelte verbraucht wird? Während sie selber arbeitet, hält vielleicht das Dienstmädchen die Hände im Schoß; sie spart sich die Bissen vom Munde ab, und die Diensthofen schleppen möglicherweise doppelt so viel als das Erübrigte aus dem Hause. Sie schafft sich müde und krank, und die übrigen Hausgenossen gehen in zwischen ihren gemächlichen Tritt. Die Hände mögen sich noch so fleißig rühren — wenn die Augen nicht ebenso fleißig ihre Pflicht erfüllen, so bringt die tätige Hausfrau nicht mehr vor sich als die gleichgültige, träge, die die Wirtschaft gehen läßt wie sie will. Es kommt auf eins heraus, wenn der Haushalt bestohlen, betrogen, geschädigt wird, ob die Hausfrau vor lauter Arbeitswut, oder vor lauter Trägheit nicht Zeit zur Beaufsichtigung findet.



Nr. 6330. Wandbehang oder Wandbild in Stielstichtädelerei mit der Darstellung des letzten Abendmahles, 70 cm breit, etwa 135 cm lang.

Die naturgroße Pause zu diesem Wandbehang ist zu beziehen durch das Dominikanerinnenkloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung von 1.40 Mk. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto des Dominikanerinnenklosters, Nr. 133 58 in München.

Eine Hausfrau ohne Hausfrauenaugen bemerkt auch nicht, was ihre Gäste bedürfen, damit sie sich in ihrem Hause wohlfühlen; sie steht nicht, wo etwas zu viel ist und wo es an etwas fehlt. So kann sie uns unliebenswürdig, indifferent, geizig erscheinen und ist's doch im Grunde gar nicht; ihr Auge besitzt nur nicht die Fähigkeit, die Situation zu überschauen. Hausfrauen, mit diesem Mangel behaftet, bereiten sich selber eine Menge Last. Sie sind nicht imstande, die Wirtschaft regelrecht einzuteilen, sie finden heute nichts zu tun und wissen sich morgen vor Arbeit nicht zu fassen. Sie haben auf einmal so viele Vorräte im Hause, daß ein großer Teil davon verdirbt, und ein andermal fehlt es am Nötigsten.

Die Fähigkeit des richtigen Sehens und Erfassens, in der zum größten Teil das Hausfrauentalent besteht, ist manchen Frauen angeboren; aber die andern, die von Natur weniger Begabung für die praktische Seite des Lebens haben, brauchen auch nicht nutzlos zu sein, denn bis zu einem gewissen Grade kann jede Hausfrau mit gutem Willen und Fleiß diese Fähigkeit erwerben. Sie muß nur lernen, ihre Augen richtig zu gebrauchen — nichts sehen, ohne dabei zu denken, das ist das ganze Geheimnis. W. Funt.

Moderne Handarbeiten.

Nr. 6327. **Moderne Kopfstücken-Ecken mit Rosen in Ausschnittstickerei.**
Nr. 6328. **Moderne Kopfstücken-Einfaß mit Rosen in Ausschnittstickerei.**
Unsere heutigen Abbildungen zeigen das altbeliebte Rosenmuster in moderner Ausführung. Wir bringen dieses auf allgemeinen Wunsch, da die früheren Rosenmuster für Bettwäsche veraltet und nicht mehr lieferbar sind. Unsere Leserinnen werden über die feinen, geschmackvollen Muster sicher sehr erfreut sein. Sie werden in der bekannten Weise in Ausschnittstickerei ausgeführt. Die Ecken sowie der Einfaß lassen sich auch vorzüglich zu Taufkissen und Taufdecken, auch zur Ausstattung von Bettwäsche in Kinderwagen verwenden.

Nr. 6329. **Ueberhandtuch mit Holländer Kindern in Stiel- und Kreuzstichstickerei.** Das originelle Muster dieses Ueberhandtuches ist in Stielstich für die Figuren und in Kreuzstich für den untern Abschluß ausgeführt. Man sieht es ganz in Rot oder Blau und kann dabei 2 Schattierungen verwenden, wodurch die Arbeit lebhafter wirkt. Das schöne Handtuch paßt sowohl für das Schlafzimmer wie für die Küche.

Nr. 6330. **Wandbehang oder Wandbild in Stielstichstickerei mit der Darstellung des letzten Abendmahles, 70 cm breit, etwa 135 cm lang.** Als Grundstoff dient hellfarbiges Leinen, als Sticksfaden verwendet man Glanzgarn rot oder altgold. In derselben Farbe wie das Garn sind auch die dreifingerbreiten Blenden, die den Wandbehang umgeben. Als Wandbild erhält die fertige Stickerei einen beliebigen Holzrahmen. Das herrliche Muster eignet sich besonders auch zu Fensterbehängen bei der Fronleichnamspojektion. Beim Sticken ist sehr darauf zu achten, daß alles recht exakt und sauber ausgeführt wird, weshalb man auch feines Garn verwenden muß. Grobes Garn würde die ganze Schönheit der Darstellung verderben. Besonders die Gesichter und Hände sind gut auszuführen.

Stachelige Freunde.

Ist es nicht, etwas ganz Eigenartiges um einen blühenden Kaktus? Immer, wenn einer dieser stacheligen Kerle anfängt, solch ein zartes, märchenhaftes Wunder von Blüte zu entfalten, muß ich mit stillem Entzücken schauen und staunen und die Allmacht des lieben Gottes bewundern. Ja, freilich ist das etwas Schönes, wird man sagen, aber die Pflege dieser Wunderdinge, das ist eine andere Frage! Darauf kann ich nun aus Erfahrung und Studium heraus antworten: Kakteen sind gar nicht schwierig zu behandeln, man muß nur ihre Lebens- und Wachstumsbedingungen kennen.

Wenn wir uns zunächst harnachen, daß die Kakteen in den Steppen und Sandwüsten zu Hause sind, wissen wir gleich, daß sie die Sonne über alles lieben und eine Abneigung gegen fortgesetzte Feuchtigkeit haben. Durch ihre eigenartige Beschaffenheit haben diese sogenannten Fettpflanzen oder Sukkulente (von succus = Saft) die Fähigkeit, große Mengen Flüssigkeit in sich aufzulagern, von der sie dann in fernen Zeiten zehren. Selbst wenn der Saftvorrat bei anhaltender Trockenheit aufgebraucht ist, können sie ganz einschrumpfen und vertrocknen, um dann doch zu neuem Leben zu erwachen, sobald sie wieder Feuchtigkeit verspüren.

Soll ein Kaktus wachsen, blühen, sich vermehren, so müssen wir ihm das Erdreich schaffen, in dem er sich wohlfühlt. Dazu eignet sich am besten eine Mischung von $\frac{1}{3}$ Laub- oder Mistbeerde, $\frac{1}{3}$ rotem Sand und $\frac{1}{3}$ gestoßener Holzkohle oder Ziegelmehl mit etwas Kalk. Eine Düngung verlangt und verträgt dieses an armen Boden gewöhnte Steppentier nicht. Noch weniger mag es einen glaserten und bemalten oder metallenen Topf leiden. Darin würde es unfehlbar faulen und absterben. Der einfache, unglaserte Tontopf ist für den erwachsenen Kaktus das Richtige. Kleine Pflanzen setzen wir nicht in die unpraktischen kleinen Töpfchen, sondern zusammen in ein Samenkästchen oder eine flache Tonschale. Wichtig ist, daß das Wasser guten Abzug hat. Darum werden im Boden mehrere Abzugslöcher angebracht. Damit diese frei bleiben, bedeckt man sie, wie auch das Loch im Einzeltopf, das hinreichend groß sein muß, mit den gewölbten Scherben alter Blumentöpfe. Also zerbrochene Töpfe nicht wegwerfen! Neue Töpfe müssen vor Gebrauch ins Wasser gelegt werden, damit sie sich ganz mit Feuchtigkeit sättigen und diese nicht dem Erdreich entziehen.

Jeden Topf stellen wir mittels zweier Hölzchen oder Steinen möglichst hohl auf seinen Untersatz. Für die meisten Kaktensorten sind mehr breite als hohe Töpfe zu verwenden. Nur die hochwachsenden Arten der Familie Cereus (Kerzen- und Säulentaktus) werden besser in hohen, schmälern Töpfen einquartiert. Um das Umfallen zu verhindern, stellt man diese zweckmäßig in einen zweiten Topf und füllt den Zwischenraum mit angefeuchteter Torfmull oder Sand aus.

Das Umsetzen der Pflanzen geschieht im Frühjahr. Es ist aber nur alle 3—4 Jahre nötig, wenn die Erde hart und undurchlässig wird, einen grünlichen Schimmelüberzug bekommt oder faulig riecht. Bei dieser Arbeit müssen wir besonders auf die Stacheln achten, nicht nur, daß sie uns nicht die Hände zerflechen — dagegen helfen alte Lederhandschuhe — sondern namentlich, daß wir keine abbrehen. Jede Wunde kann nämlich Kaktussäule verursachen. Der neue Topf darf nicht viel größer sein als der alte. Die frisch verpflanzten Kakteen sollen nicht gleich der prallen Sonne ausgesetzt und erst nach 2—3 Tagen gegossen werden. Auch darauf ist zu sehen, daß beim Umsetzen mehrerer Stöcke jeder wieder sein richtiges Schildchen erhält, denn Namen wie Echinopsis (Seigelkaktus), Opuntia (Feigenkaktus), Epiphyllus (Gliederkaktus), Mamillaria (Wargenkaktus) sind schwer zu behalten.

Kakteen sind durchaus keine Wasserpflanzen. Daher ist oberstes Geheiß: wenig gießen! Beim Epiphyllus machte ich die Beobachtung, daß er um so schöner blühte, je mehr ich ihn im Sommer dürrten ließ. Die geeignete Zeit zum Gießen ist im Herbst und Winter am Mittag, im Frühjahr morgens und im Sommer abends. Das Wasser muß stets zum mindesten Zimmertemperatur haben, bei Phyllokakteen (lange schmale Blattkakteen) noch bedeutend wärmer sein. Bei Kakteen von kugelförmiger Form und überhaupt bei allen, die direkt auf der Erde aufsitzen, gießt man nicht in den Topf, sondern in den Untersatz, aber nur, soviel die Wurzeln aussaugen können. Niemals darf Wasser im Untersatz stehen bleiben.

Im Sommer stellen wir unsere Pflöge am besten ins Mistbeet, und zwar so, daß der Topf ganz in die Erde eingegraben ist. Hier entwickeln sie sich vorzüglich. Wer kein Mistbeet besitzt, kann sie mit oder ohne Topf an eine sonnige Stelle ins Freiland setzen. Vor gar zu grellem Sonnenbrand sollen sie jedoch geschützt werden. Im Herbst bringen wir sie dann zeitig in die Winterquartiere. Den Aufenthalt im Keller übertragen diese sonnenhungrigen Kinder nicht. Man muß sie ans Fenster stellen, aber durchaus vor Frost und Zugluft schützen. Die kleineren Pflöge setzt man am besten in flache Holzkästen, die mit Torfmull oder Sand gefüllt sind, und stellt sie etwas erhöht am Fenster auf, damit sie nicht den Zug der unteren Fensterritze bekommen. Bei strenger Kälte kann man noch Pappendeckel zwischen Topf und Fenster stellen. In diesen Kästen kann man die ganze Kakteengesellschaft schnell und sicher transportieren und muß sich nicht mit den vielen Einzeltöpfchen abquälen. Ein oftmaliger Platzwechsel ist jedoch möglich zu vermeiden, da die Kakteen sonst nicht zum Blühen kommen. 10—12 Grad Celsius ist die zuträglichste Temperatur für die meisten Arten.

Bemerkt man, daß sich im Laufe des Winters die Farbe einer Pflanze verändert, so ist dies ein betrübliches Zeichen von beginnender Fäule. Hier kann nur die liebe Sonne helfen und Einschränkung im Gießen. Bekommen die Kakteen ein gelbes, glasiges Aussehen, so hilft gar nichts mehr. Es ist Gelbsucht, hervorgerufen durch zu nassen Sand oder sauer gewordene Erde. Die Vermehrung der Kakteen geschieht stets im Frühjahr, und zwar entweder durch Aussaat oder durch Pfropfen, am einfachsten aber durch Stecklinge. An einzelnen Arten, zum Beispiel Seigelkaktus, bilden sich kugelförmige Miniaturkakteen. Haben diese Wahnfußgröße erreicht, so setzt man sie in Samenkästchen in eine Mischung von $\frac{1}{2}$ Sand, $\frac{1}{2}$ Erde und etwas Holzkohlenpulver. Sie gehen sehr leicht an. Wir können aber auch alte Pflanzen köpfen und das abgeschnittene Stück als Steckling verwenden. Die Schnittfläche muß zuerst an der Luft 8—10 Tage vollständig eintrocknen. Wenn sich eine hautartige Schicht darüber gebildet hat, setzen wir den Steckling auf (nicht in) die Erde und befestigen ihn mit Bast an ein Stäbchen, damit die Schnittfläche nicht durch Reiben verletzt wird. Die Stecklinge werden ans Fenster gestellt, aber nicht in die grelle Sonne. Und ja nicht gießen!

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteil.

Vierteljahrespriß der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianum in Donaunöth (Bayern). Postfachkonti: München 232, Saarbrücken 4097. Postpartassentonto: Prag 592 21. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Wien I, Singerstraße 7, Postpartassentonto Wien 592 21, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Auer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postfachbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: Christina Straßner in Donaunöth; Direktor der Katholischen Schulorganisation i. B. Johann Zintl, München, Kaulbachstraße 20/1. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter für Oesterreich: P. Zyrill Fischer, Wien I, Franziskanerplatz 4.